Der Zögling des Diplomaten.

Roman

von

R. Edmund Hahn.

Dritter Band.

Leipzig,
1876.
Hermann Dege.

VI. Kapitel.

Cäsar legte die Feder hin, ein Lächeln verschönte sein edles Gesicht. Er war mit dem, was er heute gearbeitet hatte, zufrieden. Ausnahmsweise war das Wetter heute schlimmer, als es sonst im Monat März in Wien zu sein pflegt. Es schneite unaufhörlich und der Sturm heulte im Kamin; wer nicht ausgehen mußte oder nicht ein Gefährt zur Verfügung hatte, blieb gewiß daheim. Cäsar ließ sich das Unwetter wenig anfechten, er nahm Hut und Handschuhe, aber nicht den Mantel; er brauchte ja nur eine Treppe zu steigen, und er war, wie er oft heiter zu sich selbst, vielleicht auch zu Agathen sagte, fern von der Welt mit ihrer Pein, im Himmel.

Nur leise zog er an der Glocke, da öffnete schon die alte treue Dienerin; über ihr ernstes, faltiges Gesicht flog ein kurzer, heller Schimmer, als sie seinen Gruß erwiderte, dessen milder Klang die Freudigkeit seines Herzens aussprach.

Noch eine Thür that sich vor ihm auf und Cäsar stand in einem von Blumenduft durchwürzten Zimmer, dessen Kamin Licht und Wärme zugleich ausstrahlte. Der Theekessel summte sein gemüthliches Lied, eine schlanke Frauengestalt erhob sich und trat aus der Nische, in welcher sie gesessen hatte, dem Eintretenden entgegen und „Guten Abend," sagten zwei wohllautende, leise vibrirende Stimmen. Vielleicht hätte Cäsar die zarte Gestalt gern in seine Arme geschlossen, vielleicht würde Agathe ihrem Herzen gefolgt sein, sich den Armen des Geliebten nicht entzogen haben, aber ihm war es schon ein unaussprechliches, berauschendes Glück, sie zu sehen, sich in ihrer Nähe zu fühlen, den süßen Laut ihrer Stimme zu hören; aber lange hielt der junge Mann Agathens Hand und sie vergaß, sie ihm zu entziehen. Jetzt saß er auf einem niedrigen Tabouret zu ihren Füßen und erzählte ihr, was er den Tag über gethan, gedacht, geträumt, und sie hörte ihm zu, wie es einst seine unvergessene Mutter gethan.

Die alte Christiane ging mitunter an den Kamin und legte Holz in die Flamme, oder sie trug die Speisen auf. Harthörig, würde sie wenig von dem verstanden haben, was das junge Paar sprach; auch wenn es nicht deutsch geredet hätte. Desto schärfer war ihr Auge, kein Zug in Cäsars schönem Gesicht entging ihr, und vor sich hin murmelte sie: „Er liebt sie, er wird nie von ihr lassen, und sie ist so glücklich!"

Der strebende Poet gab viel auf Agathe's Urtheil, das sie stets ohne allen Rückhalt aussprach. Er selbst sagte: „Agathe, wärest Du ein Mann, könntest Du, wie es eben nur der Mann vermag, das Leben von allen Seiten kennen lernen, hättest Du meine Erziehung gehabt, mit Deiner Phantasie, Deinem Herzen, welch' ein Dichter würdest Du sein!"

„Vielleicht doch nicht," entgegnete sie lieblich, „wenn ich ein Mann wäre, würde ich vor lauter leeren und abstrakten Gedanken nicht dazu gekommen sein, zu phantasiren, wie ich es jetzt thue, thun muß. Wo Kenntnisse fehlen, muß die Phantasie mir aushelfen!"

Er lachte, sie fuhr anmuthig fort: „Glauben Sie, daß ich die Männer beneide oder jetzt noch den Wunsch hege, ein Mann zu sein?"

„Aber, Sie hatten diesen Wunsch doch, Agathe, oder nicht?“ neckte er, nicht wieder wagend, die geliebte Frau mit Du anzureden.

Erröthend erwiderte Agathe: „Jedes Mädchen hat diesen Wunsch wohl einmal, besonders zu Zeiten, wo wir noch zu wenig von der Welt kennen, um ein Verständniß für das zu haben, was den Mann auf seinem Lebenswege quält, beirrt und hemmt. Wir denken uns den Mann glücklich, weil er selbständiger in der Welt steht als das Weib, ach und wie oft ist Derjenige der Glücklichere, welcher fremden Willen zu befolgen hat, als der, welcher Rath ertheilen, oder gebieten muß!“

„Möchten Sie nicht herrschen, meine Agathe?“ fragte er und blickte in ihre Augen.

„Nein, o nein, Cäsar,“ versetzte sie rasch.

„Aber Sie sind mir noch die Antwort auf die Frage schuldig, warum Sie jetzt den Wunsch nicht mehr haben, ein Mann zu sein?“

„Aus vielen Gründen,“ sagte sie ausweichend. „Weil ich vielleicht dann nicht wissen würde, welchen Beruf ich wählen würde, denn ich will es Ihnen gestehen: ich habe mir schon oft gedacht, wenn ich

ein Mann wäre, möchte ich ein tüchtiger Arzt sein, wenn ich im Freien mit meinem guten Oheim umherstreifte, der sich mit Naturwissenschaften beschäftigte, hatte ich Sinn für diesen Zweig menschlichen Wissens. Zu Zeiten schien mir der schönste Beruf der des Forstmannes. An jedem Kriminalprozeß nahm ich Theil, hielt ich den Angeklagten für schuldlos, vertheidigte ich ihn bis auf das Aeußerste im Geiste, und wenn ich im Theater einen großen Schauspieler bewunderte, wünschte ich mich nicht selten an dessen Stelle. Sie sehen aus diesem offenen Geständnisse, daß es gut ist, daß ich als Weib nie in den Fall gekommen bin, mir einen Beruf zu wählen."

„Ihre liebenswürdige Beichte zeugt nur von dem Reichthum ihrer Natur. Als Mann würden Sie nicht so gehandelt haben, als Mann wären Sie eben ein Poet gewesen, wie Sie jetzt eine Dichterin sind. In diesem Falle wären wir, Sie der phantasievollere, ich der überlegtere, herzinnige Freund geworden," sagte Cäsar.

„Vielleicht, aber doch — ich weiß nicht!" sagte Agathe nachdenklich.

„‚Vielleicht, aber doch — ich weiß nicht!' Was

soll das heißen? Wollen Sie mir Räthsel aufgeben?" sprach Cäsar, und blickte Agathen an, als wolle er in ihrer Seele lesen.

„Nun ich meine," erwiderte sie, der Offenheit ihrer Natur folgend, durch welche Agathe für Jeden, der eine reine, unverfälschte Natur zu schätzen weiß, so liebenswürdig erschien, „und ich irre gewiß nicht, wenn ich annehme, daß ich als Ihr Freund mich Ihnen weniger unterordnen, daß ich weniger Ehrgeiz für Sie haben würde, als jetzt, wo ich Ihre Freundin bin und —"

Sie vollendete den Satz nicht, aber Cäsar deutete ihr Erröthen und Schweigen.

„Es ist wahr, Agathe," rief er tief bewegt, „auch ich würde Sie nicht so bewundern, wenn Sie mein Freund wären, als ich es jetzt thue, wo ich in Ihnen den Inbegriff alles Anmuthigen, Schönen, Wahren und Treuen sehe. Darum wird immer die Liebe über die Freundschaft gestellt, denn diese, wie edel und groß immerhin, bringt dennoch nicht mit solcher Wonne die Opfer, zu denen heiße Liebe befähigt. Die Liebe ist Poesie, die höchste, und je höher der Geist, desto poetischer, schöner, vermag er zu lieben. Ich kenne kein Weib, das mit Dir zu

vergleichen ist, Agathe, und durch Deine Liebe fühl' ich mich beglückt, in eine reinere, schöne Welt voll Zauber versetzt. Denn, ich glaube es nicht nur, ich weiß es, Du liebst mich!"

Agathe sagte kein Wort; aber als sie sich zu ihm, der vor ihr kniete, herabbeugte, schloß er sie zum erstenmale in seine Arme, und sie duldete es, daß sein Kuß ihre Locken streifte.

Das bedeutungsvolle, gewichtige Wort war ausgesprochen; sie wußte sich von ihm, er sah sich von ihr geliebt, aus seliger Ahnung war seligste Wahrheit geworden.

Hätte Agathen ein Vater oder Bruder zur Seite gestanden, sie würden das Verlobungsfest begangen, von ihrer fortan gemeinsamen Zukunft geredet haben; heute dachten sie an diese nicht, die Gegenwart allein war schon ihr Glück. Agathe, und in dieser Stunde auch Cäsar, dachten nicht daran, daß jemals Eines ohne das Andere leben könne, wozu aussprechen, was sich ja doch von selbst verstand?

Cäsar gestand Agathen, wie anziehend sie ihm schon an jenem Abend erschien wäre, an welchem er sie zum ersten Male gesehen habe, wie so ganz

anders als die Damen, die er kannte, und wie ähnlich sie seiner Mutter sei.

Auch Agathe läugnete nicht, daß sie ihn auf den ersten Blick geliebt habe, daß durch ihn für sie Welt und Leben neu und schön, o wie schön geworden sei!

Er verhehlte nicht, daß er lange gegen seine Leidenschaft für sie mit sich selbst gekämpft habe. Sie fragte arglos: „aber warum?"

„Weil ich mich selbst zu verlieren fürchtete; ich konnte oft stundenlang keinen anderen Gedanken fassen, als an Dich, Du Liebste," antwortete Cäsar. „So oft ich Dich sah, fühlte ich mich glücklich; mir war zu Muthe, als hätte ich plötzlich Flügel bekommen. Jetzt seh' ich ein, daß meine Furcht auf Selbsttäuschung beruhte. Seit ich es Dir gesagt habe, daß ich Dich liebe, seit ich Deiner gewiß bin, fühle ich mich ruhiger, und Du sollst sehen, unsere Liebe wird meiner Arbeit, statt sie zu zerstören, förderlich sein."

„Du hast Dich doppelt, wie ich mich doppelt besitze, denn Du bist mein höheres Ich," sagte Agathe.

„Weißt Du, Agathe," beichtete er, „als ich entdeckte, daß Du in dem Hause wohntest, in welches ich eingezogen war, wollte ich es wieder verlassen, aber ich vermochte es nicht. Ich wagte es, Dir meinen Besuch zu machen, ich wollte — fern von Wien, fern von Dir, nur das Interieur Deiner Wohnung gesehen haben, Dich mir vorstellen können im Hauskleide, in Deinen täglichen Umgebungen, um dann, Dein Bild im Herzen, weiter zu wandern; aber mein Schicksal wollte es anders, ich mußte Dich wiedersehen, ich konnte nicht anders. Es ging mir, wie es in dem Liede heißt:

„Ich wollte Dich gern sehen,
Ach, nur ein einzig Mal!
Doch als ich Dich gesehen,
Wollt' ich Dich wiedersehen,
Wohl viele Hundertmal!"

Agathe sprach kein Wort, aber sie sah ihn voll an, ihre Augen sangen ihm holde Lieder, er dachte:

„Liebesworte des Mundes sind süß,
Worte der Augen noch süßer!"

Eines Abends, als Cäsar Agathen den vierten Akt seines Dramas vorgelesen hatte, machte sie eine Bemerkung, die ihm auffiel.

„Wo hast Du das gelesen oder gehört?“ fragte er lebhaft.

Sie entgegnete ruhig: „Nirgends, so viel ich mich erinnern kann, aber es mögen Andere ebenso denken wie ich.“

„Zugegeben, niemals denkt Einer etwas Bedeutendes ganz allein für sich, wie käme sonst bei hochwichtigen Beschlüssen Stimmenmehrheit heraus? Aber dennoch ist der Gedanke Dein Erzeugniß, wenn Du ihn früher nicht gehört hast. Du bist origineller als ich, Agathe.“

Sie bewegte verneinend den Kopf.

„Warum willst Du, daß Mathilde singen soll, wenn sie voll innerer Unruhe und Ungeduld ist?“ fuhr er fort.

„Ich meine, die Situation erhält dadurch erst das rechte Kolorit. Mathilde singt, weil sie sich selbst beschwichtigen will, und weil sie ihre Dienerschaft zu täuschen wünscht. Sie ahnt, was vorgegangen ist, aber sie will Anderen nicht wissen lassen, was sie ahnt!“

„Du hast Recht, Agathe,“ sagte Cäsar nach einigem Nachdenken, „aber es müßte ein eigenthüm-

liches Lied sein, mit einer Melodie, für welche ich nur keine Komposition wüßte."

„Ungefähr so," erwiderte Agathe, nahm die Harfe und, nachdem sie einige wilde Akkorde gegriffen, sang sie ein wunderliches Lied, das auf Cäsar einen mächtigen Eindruck hervorbrachte.

„Du singst wunderbar, Agathe," sprach er, „warum singst Du so selten, mir hast Du bisher noch nie etwas gesungen, und ich habe doch schon manchen schönen Abend in Deiner Nähe verlebt."

„Ich spreche lieber, höre Dir lieber zu; wenn ich singe, sprichst Du nicht," sagte sie.

„Ich fürchte, Agathe, daß ich von dem Liede träumen werde, es ist so ganz seltsam, unheimlich, möcht' ich sagen."

Sie spielte ein heiteres Musikstück und begann hierauf eine Romanze, aber noch hatte sie die erste Strophe nicht zu Ende gesungen, als Cäsar rief: „Halt, Agathe, Du selbst bist ein Räthsel, aber ich werde es ergründen. Du warst in dem Schlosse, bist die Unbekannte, die mich tröstete und plötzlich abreiste —"

„Und wenn ich das bejahte?" unterbrach ihn Agathe.

„Dann bist Du mir eine ausführliche Mittheilung schuldig, hast über Dein bisheriges Schweigen Dich zu erklären, hast mir zu gestehen, ob Du schon damals eine wärmere Empfindung, als die des Mitleids für den Gefangenen hattest, den Du sehen konntest, der aber nicht so glücklich war, Dich zu erblicken," sagte Cäsar mit einem Anflug von Neckerei.

„Ich war zum Besuch bei der Majorin von Waldenscheidt, die meine Verwandte ist. Von meiner Vergangenheit spreche ich nicht gern," erwiderte Agathe mit trübem Lächeln.

„Auch zu mir nicht, Agathe?" fragte Cäsar, nicht ohne Empfindlichkeit zu zeigen.

„Wozu, mein Cäsar? Daß sie eine schuldlose war, sagt Dir Dein eigenes Herz, aber sie war eine trübe. Es würde Dir vielleicht weher thun, davon zu hören, als mir, darüber zu sprechen!"

„Armes Kind," sagte er leise und zog sie an sich.

Sie blickte zu ihm auf mit strahlendem Lächeln und sagte: „Diese Vergangenheit liegt hinter mir wie ein qualvoller Traum. Die Nacht ist vorüber, lasse mich, Cäsar, mein Liebster, sonnen im Glanze des neuen Tages."

„Bist Du glücklich, Agathe?“

„Unsäglich!“

„Und bin ich Deine erste Liebe, Du Holde?“ flüsterte er.

„Ja, und immer ja. Vom Herzen, Cäsar!“

„Ich habe nie ein Weib so geliebt, wie Dich, und, was auch kommen mag, niemals wird irgend ein Wesen, sei es Mann oder Weib, so vollständig mein Innerstes erfüllen, ja beherrschen, wie Du!“ sprach er aus vollster Ueberzeugung.

„Ich weiß es,“ entgegnete sie, „denn sonst würde nicht mein Ich ganz in Dir aufgegangen sein. Ein Dasein ohne Dich ist mir undenkbar, scheint mir unmöglich.“

„Und wenn ich stürbe, Agathe?“

„Das wirst Du nicht, ich werde immer bei Dir sein, und es muß meine Liebeskraft den Tod besiegen,“ entgegnete sie.

„Der Tod ist ein mächtiger Herrscher,“ sagte Cäsar. „Aber ich weiß es, Agathe, Du würdest mir bald folgen und ich würde wie Goethe's Euphorine rufen: ‚Laß in dem düstern Reich, Theure, mich nicht allein!‘“

„Ich würde Dir folgen, aber nicht eher, als bis ich genug gethan, um Dein Andenken für Jahre

bei Deinem Volke lebendig zu erhalten!“ sprach Agathe.

„Es ist auch etwas Schönes um diese Art von Unsterblichkeit, aber doch bin ich weniger poetischer Schwärmer, als Du vielleicht glaubst, denn Du siehst mich mit den Augen der Liebe. Ich könnte nicht glücklich sein im Dachstübchen, bei Hafergrütze und Dünnbier, in der Perspektive ein Standbild, das mich darstellte, aufgerichtet von meinen, mir zu Dank verpflichteten Landsleuten. Du selbst bist zierliche, behagliche Umgebungen gewohnt. Würdest Du nicht Deine Gemälde und Kupferstiche, welche diese Wände schmücken, Deine Pflanzen und Dein geschmackvolles Hausgeräth, vor allem Deine feinen Gewänder und Bücher vermissen?“

„Nicht, wenn ich immer bei Dir sein kann, mein Cäsar. Ich bedarf sehr wenig äußerlichen Schmuck, wenn es in meinem Herzen hell ist. Zu früh sah ich, daß Menschen, die im raffinirtesten Luxus lebten, sehr unglücklich waren.“

„Auch ich machte diese Erfahrung, Agathe, aber ich sah auch noch keinen vielseitig und zugleich hochgebildeten Menschen glücklich in Verhältnissen, die meiner Ansicht nach dürftig sind. Ein Wesen, das

ich liebe, möchte ich mit Allem umgeben können, was das irdirsche Dasein zu schmücken vermag," sprach er.

„Das möchte auch ich, aber wenn ich es nicht durchzuführen im Stande wäre, würde ich deshalb weder meinen Geliebtesten noch mich für unglücklich halten. Luft und Licht, Blüthenduft und Waldesgrün, herrliche Kunstwerke, poetische Gaben der edelsten Geister sind auch für den minder Reichen da, besitzt er die Fähigkeit, sie würdigen zu können. Gesteh' es zu, theurer Cäsar, Du bist nicht frei von Ehrgeiz, zuweilen nicht ganz zufrieden mit Deinen bisherigen Erfolgen. Sie werden sich steigern, das neue Drama von Dir wird Dich in die erste Reihe der lebenden Dichter stellen und dieser Platz wird Dir theurer sein als die Pracht eines Fürstenschlosses, oder ist es anders?" fragte Agathe.

Cäsar faltete die Stirn und erwiderte: „Du bist eine Idealistin und lebst nicht in der Wirklichkeit. Ich will Deine Ansichten über mich berichtigen. Naturgaben haben mich zum Poeten gemacht, die Ausbildung, die ich größtentheils dem Fürsten verdanke, und Charakteranlage zum Manne der That. Aber was giebt es bei uns in Deutschland für den

Mann, der nicht Talent und Neigung zum Forscher im Reiche der Natur hat, oder zum Erfinder auf auf industriellem Gebiete, zu thun? Wir Deutschen haben nicht, wie die Engländer und Franzosen oder Russen, stets zu kämpfen, um unsere Kolonien zu vergrößern und zu schützen. Das deutsche Schwert bleibt in der Scheide, ich habe keine Gelegenheit, für mein Vaterland zu kämpfen, und meine Aussichten, dereinst als Staatsmann meinem Volke zu nützen, sind mit dem Fürsten Hohenburg in die Gruft gesenkt. So habe ich mich wieder zur schönen Literatur gewandt, reifere Werke sind den Versuchen gefolgt, die mich in meinen Knabenjahren beglückten. Ich kann nur durch Das, was ich für das Theater leiste, mir eine wünschenswerthe Stellung erringen."

Agathe flüsterte: „Das wirst Du, ich bewundere Dein neuestes Werk."

Er fuhr fort: „Laß uns hoffen, daß ich Glück habe, denn selbst die feste Ueberzeugung, daß meine Dichtungen fortleben müssen, würde ich nicht gegen eine glänzende Lebensstellung eintauschen. Noch einmal Agathe, ich bin kein Träumer, ich fordere Wirklichkeit, ich bin kein Büchermensch, ich bin

ein Mann der That, immerhin ein Poet, wenn Du so willst, aber nicht unberührt vom Hauche einer Zeit, die von Männern Anderes verlangt als Verse!"

VII. Kapitel.

Die Aprilsonne grüßte freundlich durch Cäsars offene Fenster, die Frühlingsblumen zu einem Strauße vereint, ein Geschenk, das Agathe ihm am gestrigen Abend gegeben hatte, spendeten ihre süßesten Düfte, der junge Mann achtete nicht darauf.

Er hatte kaum die Hälfte seines Frühstückes genossen und starrte mit mürrischer Miene auf ein großes Blatt Papier, das vor ihm lag. Es war ein Schreiben von der Direction des Burgtheaters. Sein Drama war abgelehnt worden, zwar in höflichster Weise, aber doch abgelehnt. Und warum?

Die Antwort suchte er vergebens zwischen den Lobeserhebungen über den Aufbau des Dramas, die Charakterzeichnung, die Schönheit der Verse. Die Journale hatten, ohne sein Wissen und Wollen,

über das Trauerspiel Maltens schon geredet, als sei der Tag der Aufführung schon bestimmt und jetzt war nicht die geringste Aussicht dazu. Aber nicht nur Cäsars Autoren-Eitelkeit war gekränkt, es that ihm weh, daß ihm wieder die Flügel gebunden wurden, denn nach längerem Nachdenken mußte er die Ablehnung entweder in seiner äußeren Stellung suchen, die, wie er sich selbst sagen mußte, eine sehr bescheidene war, oder er hatte mit dem historischen Stoff einen Fehltritt gethan, weil man Allerhöchsten Ortes Erinnerungen an Böhmens Selbstständigkeit nicht liebte. Cäsar hatte sich von der Aufführung dieses Dramas in jeder Hinsicht viel versprochen, denn er hatte sein kleines Vermögen fast verbraucht und war ernstlich darauf hingewiesen, sich Subsistenzmittel zu verschaffen. Sich um irgend ein subalternes Amt zu bewerben, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Der Blick auf einige Rechnungen, die in der nächsten Zeit bezahlt werden mußten, stimmte ihn nicht heiterer. Der Eintritt des Briefträgers unterbrach ihn im Grillenfange. Einige Zeit hielt er das Schreiben unerbrochen in der Hand; es kam von einer der größten Verlagshandlungen und enthielt, wie er fürchtete, eine abschlägliche Antwort.

„Es muß überstanden werden!" rief er sich zu, aber immer heller wurde sein Antlitz, während er las. Von seinen Gedichten sagte der Brief keine Silbe. Der Chef der Handlung fragte an, ob Cäsar geneigt sei, die Redaction einer großen, berühmten, einflußreichen Zeitung unter Bedingungen zu übernehmen, die höchst günstig waren, doch wurde verlangt, daß er sich schnell entscheide und bereits am ersten Mai sein neues Amt antrete.

Sein erster Gedanke war, zu Agathen zu eilen und ihr die neue, glückliche Wendung, die sein Schicksal genommen, mitzutheilen. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß es zu einem Besuche bei einer Dame noch zu früh sei. Er wußte, daß um 12 Uhr die Post nach Süddeutschland abging, daß jeder Brief, der noch mit befördert werden sollte, eine Stunde vor Postabgang in den Händen des Beamten sein mußte. Er setzte sich also hin und schrieb eingehend an den Chef der Buchhandlung, machte dann seine Toilette zum Ausgehen und trug den Brief fort.

Im Posthause begegnete Cäsar dem Baron von Hallenstein, einem der reichsten Banquiers der Kaiserstadt, in dessen Hause der Poet durch Baron Altenthal eingeführt und stets sehr gern gesehen war.

„Ah, sieht man Sie endlich einmal?“ fragte lachend der Banquier, „wo haben Sie denn gesteckt, lieber Herr von Malten? Meine Damen haben sich die Köpfe zerbrochen, weshalb Sie in den letzten Wochen für ihre zahlreichen Freunde fast unsichtbar gewesen sind.“

„Ueberhäufte Arbeiten, Herr Baron,“ wandte Cäsar ein.

„Tragen Ihre Briefe selbst zur Post, ich thue es immer, wenn es sich um Schreiben von Wichtigkeit handelt, seit mir einmal ein Diener einen Brief verloren hat,“ bemerkte die Finanzgröße, „aber, im Ernst, wo waren Sie. Die Welt behauptet, daß eine Liebe, Ihrer Persönlichkeit nach zu schließen, eine glückliche, Sie in der letzten Zeit von der Gesellschaft fern gehalten hat.“

„Da wüßte die Welt mehr, als ich,“ sagte Cäsar mit erzwungenem Lächeln, „falls sie sich überhaupt mit einer so unbedeutenden Person beschäftigen sollte.“

„Keine falsche Bescheidenheit, junger Mann, Sie wissen sehr wohl, daß ein Dichter, wie Sie, den Augen der Frauen nicht verborgen bleibt, und die Damenwelt ist es heut zu Tage, die über ein poetisches Werk zu Gerichte sitzt. Wir Männer

werden zu viel durch unsere Berufsgeschäfte von den schönen Künsten und der schönen Literatur abgezogen. Wir haben gerade nur so viel Zeit, um die Zeitungen zu überfliegen und ein Buch zu lesen, das wir unseres Berufes halber lesen müssen, und bleiben, nachdem wir unsere Damen in das Theater geführt haben, nur —"

„Wenn ein Ballet in Aussicht steht," sagte Cäsar rasch.

„Gut gegeben, Poet," rief lachend der adelige Banquier. „Jedenfalls bleiben wir Freunde, es wäre liebenswürdig, wenn Sie heute bei uns diniren wollten, ja? Meine Damen werden Ihre Ausflüchte nicht so gelten lassen wie ich."

„Bei Ihnen heut speisen sollen, ist mir ein Vergnügen. Wenn ich in der letzten Zeit Ihr gastfreies Haus weniger besucht habe als früher, so geschah es aus Weisheit. Wäre ich öfterer gekommen, würde mir der Abschied von Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Familie noch schwerer fallen, ich verlasse Wien in spätestens zehn Tagen."

„Verlassen Wien, ist's möglich?" sprach der Banquier mit ungeheucheltem Verdruß.

Cäsar erzählte, was ihn zwinge, die schöne

Kaiserstadt zu verlassen und wie wenig Zeit ihm fortan für Dichtungen übrig bleiben würde.

„Thut nichts, thut nichts, es werden noch Jahrzehnte vergehen, ehe Deutschlands Dichter so viel Geld erwerben, als die englischen und französischen Schriftsteller. Der Deutsche kauft unter den wenigen Büchern, die er überhaupt anschafft, zuletzt ein deutsches Buch, wissenschaftliche Bücher ausgenommen. Als Redacteur einer großen Zeitung können Sie in das Leben eingreifen, und wo Sie hinkommen, ist die Presse nicht geknebelt, wie hier bei uns. Andere Zeiten kommen, Herr von Malten, lassen Sie nur die projectirten Eisenbahnen erst alle fertig sein. Als Redacteur Ihrer Zeitung bekommen Sie großen Einfluß, und Einfluß ist heut zu Tage viel, denn er bringt Geld und Ruhm, Ansehn und Macht. In einigen Jahren wird Einfluß Alles sein, denken Sie an mich!"

„Sie sehen schärfer als ich, Herr Baron."

„Gehorsamer Diener, Herr von Malten, aber ich kann Ihr Compliment annehmen, denn ich habe meinem sichern Blick schon Manches zu verdanken gehabt. Ich bedauere aufrichtig, daß Sie Wien verlassen, aber um Ihretwillen ist es mir lieb, daß es gerade jetzt geschieht. Sie können ja später

wieder kommen, übrigens werde ich Sie in Ihrer neuen Heimath zuweilen sehen, Geschäfte führen mich alljährlich hin."

„Das ist schön, Herr Baron," sagte Cäsar in verbindlicher Weise.

„Es ist sicher, eine schöne Zukunft liegt vor Ihnen, Herr von Malten. Ein tüchtiger Journalist, ausgerüstet mit Kenntnissen, Erfahrungen, geselliger Bildung wie Sie, kann ins Ministerium kommen; und wissen Sie, mein Bester, was besonders günstig für Sie ist?"

„Was? wenn ich fragen darf," antwortete Cäsar.

„Daß Sie an Ihrem Goldfinger weder Verlobungs- noch Ehering tragen, ha ha ha! Gehen Sie nur hübsch frei von hier fort, in Deutschland bedeutet ein Herr von Malten mehr als hier; wuchern Sie mit Ihrem Pfunde, heirathen Sie eine reiche Dame von einflußreicher Familie und Sie können es noch zum Grafen und zur Excellenz bringen. Nur keine übereilte Verbindung schließen, so eine Liebesheirath, wie mein Freund Adolph Bülow sie mit einer Frau ohne Vermögen schloß, ohne Verbindungen, über deren Vergangenheit eine Art von Nebel schwebte, ihr Vater sollte wegen

falscher Wechsel gesessen haben! Der arme Tropf! Als die Schwärmerei, wie das zu gehen pflegt, vorüber war, bereute er den unwiderruflich gethanen Schritt. Der Mann muß sich in der Gesellschaft mit einer Frau zeigen, um die er beneidet wird. Da bin ich vor meinem Hause, auf Wiedersehen zum Diner," und der Baron schüttelte Cäsar die Hand.

Noch nachdenkend über den Rath, welchen ihm der Banquier so unaufgefordert gegeben hatte, wollte er eben in sein Haus eintreten, als er sich von dem Diener einer ihm wohlbekannten Dame angeredet sah.

„Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten und um gütige Nachsicht," begann der Diener, „schon gestern sollte ich das Billet an Ihro Gnaden abgeben, meine Vergeßlichkeit —"

„Schon gut, geben Sie her!" sagte Cäsar, das rosenfarbne Briefchen in die Hand nehmend.

„Und Sie werden Ihrer Excellenz nichts sagen?"

„Gewiß nicht!"

„Und auch nicht den jungen Damen?"

„Beruhigen Sie sich, kein Wort soll mir entfallen," betheuerte Malten.

Der Diener stattete seinen unterthänigsten Dank ab und ging.

Cäsar las. Das Billet enthielt die Bitte der Generalin von Wuthenau, sie im Laufe des nächsten Vormittags zu besuchen, und schloß mit den Worten: „Ich werde den ganzen Tag zu Hause sein.“

„Das wäre demnach heute,“ dachte Malten, „ein Uhr ist's, da kann ich den Weg nach der Jägerzeil antreten.“

Frau Generalin von Wuthenau, seit Jahren Wittwe, Mutter drei schöner Töchter und eines Sohnes, der K. K. österreichischer Offizier war, gehörte zu den liebenswürdigen älteren Damen, in deren Nähe sich auch junge Männer wohl befinden, vorausgesetzt, daß dieselben Geist und Bildung besitzen. Sie war immer heiter, wußte, ohne Reichthum zu besitzen, doch ein sehr angenehmes Haus zu machen und die Fräulein von Wuthenau galten in allen guten Häusern, wo sie erschienen, als reizende, wohlerzogene, häusliche Mädchen, denen wohl ein würdiger Mann sein Lebensglück anvertrauen könnte. Cäsar hatte Frau von Wuthenau eine mütterliche Zuneigung gezeigt und ihr Sohn nannte ihn Freund.

Schon im Vorzimmer hörte Cäsar das heitre Gelächter und Geplauder der Fräuleins. Der Diener rief seinen Namen in das Zimmer und Cäsar sah

sich von der Familie Wuthenau umringt und auf das Herzlichste begrüßt. Außer den Kindern der Generalin befand sich noch ein junger Mann im Zimmer, der Malten als Legations-Rath von Wedell und als Neffe der Frau vom Hause vorgestellt wurde.

Cäsar ertrug mit vielem Humor die für ihn schmeichelhaften Scheltworte der Generalin über sein langes Ausbleiben.

„Sie waren aber auch nirgends, nirgends zu sehen, in keiner Gesellschaft, in keinem Theater, wo haben Sie Ihre Abende zugebracht?" schloß Frau von Wuthenau ihre Strafpredigt.

„Ich habe daheim gearbeitet, Excellenz," antwortete Cäsar.

„Merkwürdig," bemerkte Lieutenant v. Wuthenau, „ich war drei Abende hinter einander in Deiner Wohnung, fand die Thüren verschlossen und sah, als ich wieder herab auf die Straße kam, Deine Fenster dunkel. Die letzten Tage ging ich gar nicht mehr hinauf, sobald ich das Licht unter Deinen Fenstern vermißte."

„Laß ihn Max," sagte die Generalin, „er ist genug von uns gequält worden; zürnt Herr von Malten uns endlich, könnten wir am Ende eine Fehlbitte bei ihm thun."

„Und was haben Excellenz für Befehle für mich?“ fragte Cäsar.

„Mein Bruder feiert nächsten Monat seine Silberhochzeit, die ganze Familie kommt auf seinem Gute zusammen, da sollen denn, zum Ergötzen des Brautpaares und der Gesellschaft, einige kleine heitere Stückchen, lebende Bilder u. s. w. aufgeführt werden und wir möchten um Ihre Mitwirkung gebeten haben.“

„Sie werden es uns gewiß nicht verweigern, einige Ihrer schönen Verse zu schenken, z. B. ich stelle die Fortuna vor und möchte nicht gern meine Blumen aus dem Füllhorn streuen, ohne einige passende, in poetischer Form gegossene Worte dazu zu sprechen,“ sagte Hilaria, ein blühend schönes Mädchen, das heiter in die Welt schaute und sich vortrefflich zur Fortuna eignete.

„Ich will thun, was ich vermag,“ erwiderte Cäsar.

„Mein Bruder hat mich gebeten, einige junge Herren mitzubringen,“ nahm die Generalin das Wort, „darf ich darauf hoffen, daß Sie die Einladung, welche ich in seinem Namen thue, annehmen?“

Cäsar erzählte, daß und warum er Wien in

wenig Tagen verlassen werde; sämmtliche Anwesende, mit Ausnahme des Legationsrathes, sprachen ihr Bedauern darüber aus, daß sie ihren Freund so bald verlieren sollten, aber alle wünschten ihm herzlich Glück. Cäsar dankte und wandte das Gespräch mit Feinheit wieder auf das Fest, schien sich so lebhaft für das Vergnügen seiner Freunde zu interessiren, als denke er nie daran, Wien und die Kreise zu verlassen, in denen er schnell heimisch geworden war.

Endlich rief der Dienst den Lieutenant ab, der Legationsrath begleitete ihn, die Generalin ersuchte Cäsar, ihr in ihr Schreibcabinet zu folgen und er sah sich der von ihm verehrten alten Dame allein gegenüber. Als Malten, auf einen Wink von ihr, neben ihr Platz genommen hatte, blickte die Generalin den jungen Mann lange mit mütterlicher Zärtlichkeit an, bevor sie sagte:

„Sie werden längst bemerkt haben, daß ich Sie lieb habe, als wären Sie mein Neffe, Ihre Züge erinnern mich an einen theueren Jugendfreund, es ist mir oft, als sähe ich diesen vor mir, wenn Sie in meiner Nähe sind. Ich kenne Dr. Brückner seit Jahren, sah ihn im Laufe der letzten zehn Jähre zweimal in rheinischen Badeorten und weiß von

Ihnen und den Hohenburgs mehr als Sie vielleicht denken. Von Brückners Mittheilungen ist niemals ein Wort über meine Lippen gekommen."

„Sie staunen, mein lieber Malten," fuhr die Generalin nach einer Pause fort, „ich werde Sie noch mehr in Erstaunen setzen. Darf ich mir das Recht einer Ihnen von Kindheit an herzlich ergebenen Freundin anmaßen, obgleich ich Sie erst seit Monaten kenne?"

„Was könnte mich glücklicher machen, als Ihrer Excellenz gnädiges Wohlwollen?" erwiderte Cäsar. „Ich hoffe, die gnädige Frau werden über mich verfügen, als sei ich so bevorzugt gewesen, ihr meine ersten poetischen Versuche darbringen zu dürfen, wie einst der Fürstin von Hohenburg, deren edles Bild in meinem Herzen lebt."

„Es handelt sich nicht um Dichtungen, mein lieber Malten, sondern um ernste Wirklichkeit," sagte die Generalin.

„Nun, so sprechen Sie von der Wirklichkeit, ich bin in Wahrheit sehr gespannt, davon zu hören, Excellenz," sagte Cäsar.

„Ich weiß, daß Sie in der Welt allein stehen, ohne Familie, ich irre wohl nicht, wenn ich sage: Sie sind seit dem Tode des Fürsten Egon von

Hohenburg ganz auf sich selbst angewiesen. Haben Sie schon ernsthaft an Ihre Zukunft gedacht?"

„Gewiß, gnädigste Frau, denn sonst würde ich hier bleiben," versetzte Cäsar.

„Wie Sie von Natur angelegt und erzogen worden sind, genügt Ihnen ein bescheidenes Loos nicht und Abhängigkeit ist Ihnen zuwider. Ein alleinstehender Dichter hat in unsern Tagen einen schweren Stand, wissen Sie, daß Sie Gegner haben, mächtige Gegner, lieber Malten?"

„Mächtige? Ich habe mich von aller und jeder Politik losgesagt, weil ich nicht vergeblich gegen den Strom schwimmen will. Ich würde durch dergleichen fruchtlose Versuche weder Anderen noch mir nützen," erwiderte Cäsar.

„Sehr richtig! Dennoch kennen hohe Personen Ihre Vergangenheit und trauen Ihnen nicht recht. Das ist Eins. Ihr Dichtertalent, namentlich für die Bühne, ist größer als Diejenigen wünschen, welche hier bereits als dramatische Dichter glänzen, das ist das Andere."

„Ah!" rief Cäsar, der Abweisung gedenkend, welche er soeben von der Direction des Burgtheaters erfahren hatte.

„Man weiß, daß Sie kein Vermögen haben, auf den Ertrag Ihrer Feder angewiesen sind und doch leben Sie unter reichen Kavalieren und wie ein solcher."

Ueber Cäsar's schöne Züge flog dunkle Röthe, er wollte einige Worte erwidern, aber die Generalin kam ihm zuvor, indem sie mit unbeschreiblicher Sanftmuth zu ihm sagte: „Verzeihen Sie mir, ich möchte durch vollständige Beleuchtung Ihrer Verhältnisse Ihnen die Augen öffnen, daß auch Sie dieselben klar sehen. Die Verbindung mit einer reichen, vornehmen Dame kann Ihnen eine feste Stellung in der Gesellschaft, im Leben überhaupt verschaffen."

„So sagte der Banquier zu mir," dachte Cäsar.

Die Generalin fuhr fort: „So viel die Welt weiß, sind Sie nicht verlobt, ich kenne eine Frau aus vornehmer, einflußreicher Familie. Sie ist sehr reich, liebenswürdig, eine kinderlose Wittwe, wenn Sie sich um ihre Hand bemühen wollten, würde die Dame Ihnen dieselbe reichen, denn — sie schwärmt für Sie!"

„Trug Ihnen diese Dame auf, mich von ihren gütigen Gesinnungen in Kenntniß zu setzen?" fragte Cäsar mit leichter Ironie.

„Wo denken Sie hin, Herr von Malten!“ rief die Generalin fast erzürnt. „Was ich Ihnen mittheilte, kam ganz von mir, ich habe in dem Herzen meiner jungen Freundin gelesen, und ich besitze ihr Vertrauen. Sie ward mit achtzehn Jahren mit einem mürrischen Greise vermählt, vor drei Jahren Wittwe, und poetisch, schwärmerisch wie sie ist, möchte sie zum zweiten Male keine andere Heirath als eine Liebesheirath schließen!“

Als Cäsar schwieg, sagte die Generalin mit feinem Lächeln: „Stellen Sie sich unter meiner jungen Freundin keine gewöhnliche Gesellschaftsdame vor. Sie ist eine vielumworbene Frau und würde dies sein, auch wenn sie nicht Besitzerin großer Güter wäre, welche der Aufsicht des Herrn bedürfen.“

„Ich fürchte nur, Excellenz, angenommen, daß mir die Dame Achtung, Freundschaft, vielleicht Liebe einflößt, daß mich der Gedanke an die Größe ihres Reichthums eher abstoßen als anziehen könnte. Ich habe kein Talent, der Mann meiner Frau zu sein.“

„Ich verstehe Sie, mein lieber Malten, und würdige diese Ihre Empfindungen. Aber zwischen einem Ehepaare, das einander wahrhaft schätzt und

liebt, kann wohl von Mein und Dein kaum die Rede sein. Das Beste giebt man dem Andern in sich selbst. Mein verstorbener Mann besaß kein Vermögen, als ich ihm meine Hand gab."

„Aber eine Stellung, einflußreiche Verwandtschaften," warf Cäsar ein.

„Die Liebe gleicht Alles aus, und Sie haben große Talente, eine — ich alte Frau darf das sagen — blendende Persönlichkeit und die Aussicht, daß aus den Lorbeerzweigen, die Sie bereits errungen haben, mit der Zeit ein voller Kranz werden kann. Sie würden bei meinem Bruder meine junge Freundin sehen, es werden viele Damen da sein, zufällig auch einige junge Wittwen. Es würde mich nicht wundern, wenn Sie sich bald von der meinigen angezogen fühlten. Gehen Sie mit sich selbst zu Rathe, und lassen Sie mich in den nächsten Tagen wissen, ob Sie die Einladung meines Bruders annehmen wollen oder nicht."

„Ich fürchte, daß ich dem Chef der Verlagshandlung Wort halten muß, Excellenz," sagte Cäsar.

„Ich nehme jetzt keine Antwort an, mein lieber Malten! Sagen will ich Ihnen aber noch, daß meine Freundin ein sanftes, lenksames Gemüth be-

sitzt, und daß sie, wenn Sie ihr Gemahl werden sollten, in jeder Hinsicht der Herr sein und bleiben würden."

„Ich vermag heute nur, Ihnen, meine gnädige Frau, ehrerbietig für Ihre Güte und Theilnahme an meinem Schicksal zu danken," sagte Cäsar bewegt.

„Gott lenke Alles zum Besten für Sie, lieber Malten! Einmal im Leben lächelt jedem Menschen das Glück, er versteht nur nicht immer es festzuhalten, oder geht wohl gar wie ein Blinder daran vorüber."

Cäsar stimmte der Generalin bei und empfahl sich, um noch Toilette für das Diner bei dem Banquier zu machen. Als er dieses Geschäft beendet hatte, eilte er die Treppe hinauf zu Agathen, er konnte ihr die Wendung, welche sein Schicksal genommen hatte, nicht länger vorenthalten, mußte wissen, wie sie seine baldige Abreise aufnehmen würde.

Die alte Christiane sagte ihm, eine Freundin habe Frau von Birkenau abgeholt, die Damen seien zusammen fortgefahren, sie wisse nicht, wann ihre Herrin heimkehren würde. Verstimmt entfernte sich Cäsar.

Christiane schaute Herrn von Malten kopfschüttelnd nach, sie fühlte sich von der Art, wie er seinen Unmuth über Frau von Birkenau's Abwesenheit aussprach, seltsam berührt.

„Er ist ein Egoist, dieser Herr von Malten!" sagte die treue Dienerin zu sich selbst. „Ein Despot! Tag für Tag sitzt meine gute gnädige Frau zwischen ihren vier Wänden, um da zu sein, wenn es ihm beliebt, mit ihr sprechen zu wollen. Alle ihre Freundinnen beklagen sich, daß sie den Tag über arbeitet und des Abends in keine Gesellschaft mehr kommt. Sie liebt ihn, aber er liebt nicht sie, das weiß ich jetzt, sonst hätte es ihn freuen müssen, daß das liebe Engelchen bei dem schönen Frühlingswetter einmal frische Luft genießt. Und was daraus werden soll —" und die alte, treue Seele ging in das Wohnzimmer ihrer Herrin, und wischte sorgfältig jedes Stäubchen von den blank polirten Möbeln ab.

Cäsar verbrachte den Abend in heiterer, anregender Gesellschaft. Bei Tafel war er so glücklich, der Nachbar des Fräuleins vom Hause zu sein, und da Fräulein von Hallenstein hübsch und voll Mutterwitz war, unterhielt sich Malten vortrefflich mit ihr. Ein Bonmont von ihm machte

sofort die Runde um die Tafel, endlich schwiegen die andern sieben Personen, welche mitspeisten, um dem Wortkampfe zwischen Cäsar und Melanie von Hallenstein zuzuhören und jeder Gebildete mußte zugeben, daß er von beiden Theilen mit großer Bravour geführt wurde.

Der Banquier, durch einige Gläser Wein stets in gemüthliche Stimmung versetzt, rief, als eine Pause eingetreten war, lachend: „Bravo, Kinder, bravissimo! Bei Gott, Herr von Malten, wenn Sie es wollten, würden Sie im feinen Lustspiel excelliren, unsern Fichtner schlagen!"

„Gewiß, allerdings!" stimmten alle Anwesenden bei, eine Dame ausgenommen, welche mit erhobenem Finger und ernster Miene sprach: „Aber lieber Baron Hallenstein, wie können Sie sagen, daß ein Mann von gutem Adel auf die Bühne passen sollte? Edelleute haben mit dem Theater nichts zu thun, es sei denn, daß sie als Intendanten thätig wären!"

Malten erröthete, als er die Bemerkung der Gräfin über seinen Adel hörte.

Nach dem Diner kamen noch Hausfreunde und Bekannte, auch einige alte Excellenzen erschienen, und Cäsar wollte unbemerkt gehen, als Herr

von Hallenstein ihn bat, ihn zum Herrn Feldzeugmeister zu folgen, welcher demnächst nach England zu reisen gedenke und sich vom Herrn von Malten über Verschiedenes Auskunft erbitten möchte, da derselbe, wie er gehört, in London in der Gesellschaft gelebt habe.

Cäsar leistete dieser Aufforderung Folge und kam dadurch in ein endloses Gespräch mit der alten Excellenz. Der gute, längst dienstunfähige, aber immer noch zum stehenden Heere gehörende Herr, hatte die Angewohnheit, welche man bei den meisten Harthörigen findet. Er glaubte sehr leise zu sprechen, schrie aber fast immer. Auch heute meinte er dem Baron ein Geheimniß anzuvertrauen, als er mit Donnerstimme diesem in das Ohr raunte: „Ein charmanter junger Mann dieser Malten. Wo stammt er her? Ein auf allen Seiten gutbeschlagener Mann, wird schon seinen Weg nehmen. Ein stattlicher Bursche, schade, daß er nicht Offizier ist, möchte ihn zum Adjutanten haben, hoffe ihm wieder zu begegnen, wenn ich von England zurück bin. Müssen eine brillante Partie für ihn finden!"

Melanie, stets zum Lachen aufgelegt, wo ihr etwas komisch vorkam, unverbildet und heiter,

schlüpfte in das Nebenzimmer und lachte herzlich. Cäsar, zu taktvoll, um jemals in Verlegenheit zu gerathen oder zur Unzeit empfindlich zu sein, folgte ihr, setzte sich der hübschen Melanie gegenüber und lachte ebenfalls so ganz aus Herzensgrunde wie sie.

Als Beide eine Pause machten, sahen sie einander an, Melanie wischte sich Thränen aus ihren schelmischen, schwarzen Augen, Cäsar ahmte diese Geste mit freier Komik nach, was Melanie bewog, abermals laut zu lachen, aber in graziöser Weise, wie es gute Schauspielerinnen können. Er folgte ihrem Beispiel, und eben, als das junge Paar wieder recht vergnügt lachte, trat Herr von Hallenstein in das Zimmer.

„Hier wird wohl ein Duett gelacht?" fragte er gemüthlich.

„Wenn Du nichts dagegen hast, Papa?" antwortete Melanie, sprang von ihrem Sitz auf und schmiegte sich zärtlich an den Papa, ohne Nachdenken, sich der Stimmung des Augenblicks nachgebend.

Herr von Hallenstein wußte nicht recht, was er sagen, wie er Melanie's Geberde deuten sollte. Noch niemals hatte er gehört, daß ein Herzensbündniß für das Leben unter Gelächter geschlossen

worden sei, am allerwenigsten von einem Poeten und einer jungen wohlerzogenen Dame. Sein Schwiegersohn sollte auch andere Qualitäten haben, als Cäsar von Malten, dessen Geldarmuth dem Banquier kein Geheimniß war, er trat deshalb einen Schritt zurück und sagte: „Lachen ist keine Sünde, Melanie, aber artig ist es nicht, der Gesellschaft so lange fern zu bleiben, wenn man die Tochter vom Hause ist."

„Ich folge Dir, Papa," erwiderte Melanie, warf aber vorher Cäsar noch einen Blick zu, welcher zu sagen schien: „Wie gern würde ich Dich zum Begleiter auf der lustigen Reise durch das Leben haben, Du heiterer, schöner, prächtiger Mann."

Es ist gewiß, daß Menschen, welche zusammen geweint haben, schnell mit einander befreundet, oft sogar vertraut werden, aber eben so wahr ist es, daß gemeinsame Heiterkeit die Menschen rasch einander näher bringt. Cäsar fand Melanie äußerst liebenswürdig, so ganz anders als die jungen Damen, welche sich im Trauerspiel der Thränen schämen und im Lustspiel kaum das Mündchen zum Lachen verziehen. Cäsar liebte an den Frauen über Alles die Natürlichkeit, vorausgesetzt, daß sie mit hoher geistiger Kultur vereint war. Er blieb

noch als der letzte der Gäste, hielt sich viel in Melanie's Nähe auf, und gestand sich auf dem Heimwege, daß dieser Abend ein höchst unterhaltender, angenehmer gewesen sei.

Als Cäsar am andern Tage, später als gewöhnlich, aus festem Schlaf erwachte, vernahm er im Nebenzimmer Altenthals Stimme. Rasch kleidete er sich an und fand den Freund, ihn erwartend. Ungestüm umarmte der sanftmüthige Heino den hochgewachsenen Cäsar und sagte zu ihm aufblickend: „Ich war gestern vergebens hier und bin heute in aller Frühe hergeeilt, Dir mein Glück zu verkünden."

„Welches wahrscheinlich darin besteht, daß Deine schöne Gräfin sich Dir verlobt hat," lächelte Cäsar.

„Errathen, mein Freund, Valerie ist meine Braut, Deine Freundschaft für mich hat an ihrem Entschlusse viel Theil —"

„Thorheit!" unterbräch Malten Altenthal.

„Wahrheit! Sie sagt, daß sie nur einem Manne ihre Hand geben könne, der durch seine Freundschaft mit Genies und bedeutenden Menschen überhaupt, sich selbst als Mann von Geist dokumentire. Ihre Familie hat sich durch das schöne

Wetter nach der Villa in Hietzing locken lassen. Ich bin beauftragt, Dich heute zum Speisen mitzubringen, Valerie hat Dir viel über mich zu sagen, ich hoffe, daß Du mit mir kommst," sagte Altenthal.

Cäsar lehnte ab, theilte dem Freunde mit, daß er Wien bald verlassen müsse, gab seine Gründe an, und wurde fast gerührt, als Heino über Cäsars Entschluß ganz außer sich gerieth.

„Du mußt hier bleiben, Cäsar, beim Himmel, Du mußt! Wo findest Du wieder ein Wien und so liebe Freunde, von mir gar nicht zu sprechen. Auch Valerie zählt auf Dich, sie ist geneigt, statt in einen Badeort zu reisen, den Sommer und den Frühherbst auf meinem Schlosse zu leben, vorausgesetzt, daß Du unser Gast bist. Sie schriftstellert und möchte Dein Urtheil, Deine Belehrung haben!"

„Bedaure, daß ich nicht einen Theil meiner Zeit dieser schönen Dame widmen kann," entgegnete Cäsar, „aber ich muß fort!"

Zu sich selbst sprach er: „Der gute Heino war niemals scharfsichtig, seine Leidenschaft für diese Valerie hat ihn ganz blind gemacht!"

Er dachte an seine Duellscene mit Herrn Leroy und ihm graute vor einer zweiten ähnlichen. Die Einladung, den Tag in Hietzing zuzubringen, konnte er endlich nicht ablehnen, da Heino nicht aufhörte, ihn mit Bitten zu bestürmen.

VIII. Kapitel.

Agathe saß in ihrem Zimmer, in der mit lebendigem Epheu bekleideten Nische und wollte lesen, aber es gelang ihr nicht, ihre Aufmerksamkeit dem Buche zuzuwenden. Sie stand jeden Morgen frisch, in heiterster Stimmung auf, um an ihre Arbeit zu gehen. Der Gedanke an Cäsar leuchtete ihr zu allem Denken und Thun, wie ein Sonnenstrahl, seit drei Tagen hatte sie Cäsar weder gesehen, noch einige Zeilen von ihm empfangen.

Von Christiane vernahm sie, daß Herr von Malten zu einer Zeit, zu welcher er niemals zu ihr zu kommen pflegte, während ihrer Abwesenheit nach ihr gefragt habe, das war am Dienstag gewesen, heute stand Freitag im Kalender. Krank-

heit hatte ihn nicht fern gehalten, denn Christiane hatte ihr erzählt, sie habe Mittwoch Herrn von Malten mit einem Herrn und einer schönen Dame gesehen, und Donnerstag sei er ihr zu Pferde in der Leopoldstadt mit einer Dame begegnet, die ebenfalls, und zwar recht verwegen, auf ihrem Pferde gesessen habe. Ein Diener in Livrée sei hinter dem Paare her geritten, Herr von Malten müsse in vortrefflicher Laune gewesen sein, denn er habe lebhaft gesprochen, die junge Dame habe im ganzen Gesicht gelacht.

Agathe hörte diese Bemerkungen ihrer Dienerin schweigend an, aber ihre Hände erkalteten, ihr Herz schien still zu stehen, sie fühlte sich unfähig, sich zu regen.

„Nun, gnädige Frau," begann Christiane nach einer Pause, „Sie haben der Freunde so viele, waren, bevor Sie Herrn von Malten kennen lernten, glücklich und zufrieden, Sie werden auch beides sein, wenn er nicht mehr so oft zu Ihnen kommt, oder ganz wegbleibt."

„Du sprichst zu viel davon, Christiane," sagte Agathe, sich zur Ruhe zwingend, „Herr von Malten wird mir stets ein Freund sein, Du hast keine

Anmerkungen zu machen, wenn er einige Tage oder auch längere Zeit fern bleibt."

„Hm, es hat sie doch Niemand auf der ganzen Welt so lieb, wie ich, die ich Sie schon auf den Armen getragen habe, wie Sie noch nicht mit Sicherheit gehen konnten!" brummte Christiane, indem sie das Zimmer verließ.

Agathe langte nach Feder und Papier, sie wollte der qualvollen Ungewißheit ein Ende machen und ihm schreiben, aber sie schob das Papier wieder zurück, denn sie dachte: „Wenn ihn sein eigenes Herz nicht zu mir führt, ich will es nicht sein, die ihn ruft."

Agathe hatte sich durch ihre Liebe zu Cäsar vollständig glücklich gefühlt. Glückliche denken weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft, sie leben voll und ganz der Gegenwart. Sie war stets von Cäsars Liebe überzeugt, sie konnte sich nicht vorstellen, daß er fortan ohne sie, daß sie ohne ihn würde leben können. Heute zum ersten Male dachte sie an die Zukunft und zugleich an die letzte Vergangenheit. Agathe wußte das Bedeutendste aus Cäsars früherem Leben, Vieles hatte er ihr selbst erzählt, sie wußte auch, daß er sich

seine Zukunft selbst gestalten mußte, ohne Vermögen war und an eine Lebensweise gewöhnt, wie sie nur vornehme, reiche Personen führen können. Sie seufzte tief auf, als sie sich in Cäsars Wesen hinein dachte, und zum ersten Male stiegen Befürchtungen für ihre Zukunft in ihrem Herzen auf. Daß seine Seele ihr ganz angehören würde, das wußte sie. Niemand ergänzte sein Wesen so ganz und innig, wie das ihre, aber sie hielt es nicht mehr für unmöglich, daß sich ein Drittes zwischen ihn und sie eindrängen könne, nicht um sie auf alle Zeit von Cäsar zu scheiden, aber doch vielleicht auf lange. Agathe sah ein, daß Menschen, die nur wenn sie in der Gesellschaft glänzen, sich vollkommen befriedigt fühlen, auch die Forderungen erfüllen müssen, welche die Gesellschaft an sie stellt. Agathe betrachtete, ohne sich in Selbsttäuschung zu gefallen, ihre Lage. Was war sie für die Welt, in der Cäsar lebte? Eine Frau ohne einflußreiche Verwandten, von deren Vergangenheit man einander Dies und Jenes zuraunte, weil ihr verschwundener, wahrscheinlich gestorbener Gemahl ein dem Gesetz Verfallener gewesen war. Sie besaß nur einen Nothpfennig und eine kleine Jahresrente für ihr Leben, welche sie einem reichen Pathen zu

verdanken hatte. Ihre Kenntnisse setzten sie in den Stand, sich durch Uebersetzungen einiges Geld zu erwerben, ihre eigenen Dichtungen ließ sie im Pulte liegen, aus Furcht vor aller Oeffentlichkeit. Zu jener Zeit waren auch die Honorare deutscher Dichterinnen nicht so, daß sich davon leben ließ, wie Cäsar zu leben liebte, immerhin bedurfte er mehr als ein mäßiges Jahreseinkommen, um seine hohen Zwecke zu erreichen. Agathe wußte, daß jetzt nicht mehr die Zeiten waren, wo sich auch von einer Dachstube aus der Ruhm eines Schriftstellers oder Künstlers verbreitete, mit tiefem Schmerz erkannte sie auch, daß zwei Seelen in Cäsars Brust wohnten. Die eine zart, hochpoetisch, Liebe heischend, Liebe spendend, die andere ehrgeizig, stolz, unzufrieden, ruhelos. Zu derselben Zeit, wo Agathe auf das Kommen Cäsars wartete, befand sich derselbe in dem Arbeitskabinet des Banquiers. Malten hatte, um seine Rechnungen zu bezahlen, sich rasch entschlossen, sein letztes Werthpapier zu verkaufen, und der Banquier, eben im Begriff, in sein Allerheiligstes zu treten, hatte Cäsar im ersten Zimmer bemerkt und ihn höflich gebeten, ihm zu folgen.

„Zu was wollen Sie ein Papier verkaufen,

das eben jetzt einen sehr niedrigen Cours hat, Herr von Malten?" fragte wohlwollend der Banquier. „Behalten Sie es noch, in wenig Monaten wird dies Papier bedeutend steigen. Ich kann Ihnen, falls Sie Geld brauchen, tausend Gulden einstweilen geben —"

„Herr Baron, diese Freundlichkeit kann ich kaum annehmen," sagte erröthend Cäsar.

„Pah, Kleinigkeit. Sie können mir das Geld nach Belieben wiedergeben, ich werde von Ihnen auch früher oder später mir Gefälligkeiten erbitten. Sie müssen sich doch auch in Ihrem neuen Wohnort hübsch komfortabel einrichten, und wenn Ihr Herr Verleger Sie für vermögend hält, ist es desto besser für Sie. Sie können ja einige tausend Gulden haben, sagen wir vier. Keine Umstände, abgemacht! —"

Cäsar nahm dankbar die Summe, deren Nützlichkeit ihm einleuchtete. Auf dem Heimwege kam er an einem Blumenladen vorbei. Er kaufte ein Bouquet für Agathe und ein Orangenbäumchen. Das Erstere nahm er selbst mit, um es ihr zu bringen, denn jetzt wollte er zu ihr eilen, sie mußte hören, daß er Wien verlassen würde.

Als Cäsar eintrat, fand er seine Agathe in Thränen, bei seinem Anblicke lächelte sie und ging ihm entgegen.

Er, wie immer in ihrer Nähe bezaubert, zog sie innig an sein Herz und sagte mit unbeschreiblicher Sanftmuth: „Nur nicht weinen, Agathe, meine Agathe!"

„Wenn ich Dich sehe, bin ich heiter, voll Zuversicht und Hoffnung, mein lieber Cäsar," erwiderte sie.

„Du lebst zu einsam, solltest öfter hinaus in die frische Luft gehen, dadurch schadest Du Deinen Nerven. Versprich mir, liebste Agathe, recht für Deine Gesundheit zu sorgen, wenn ich nicht mehr hier bin," sagte er liebevoll.

„Du gehst fort?" sprach sie fast tonlos und tiefe Blässe bedeckte ihre edlen Züge.

Als Cäsar in ihr bleiches Antlitz sah, empfand er einen Schmerz, der dem glich, den er am Sarge seiner Mutter gefühlt hatte, und als wolle er sie fest halten für das Leben, so fest schloß er sie in seine Arme, dann erzählte er der geliebten Frau Alles, was er vorhabe und schloß lächelnd mit den

Worten: „Du siehst nun, liebe Agathe, daß ich nicht nach Australien reise. Von Jahr zu Jahr werden mehr Eisenbahnen gebaut, ich werde, muß sogar zuweilen nach Wien reisen. Du kannst in meinen neuen Wohnort kommen, wir werden einander täglich schreiben, und endlich, was zusammen gehört, findet sich doch wieder zusammen! Kannst Du ohne mich, kann ich ohne Dich sein, Agathe?"

Agathe schwieg, sie nahm die Blumen, löste das Band und stellte sie in eine Vase, um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam über ihre Wangen flossen.

Was Cäsar sagte, klang Alles recht liebevoll, aber sprach er jetzt, wo seine Existenz eine gesicherte war, wo er ihr eine angenehme Häuslichkeit bieten konnte, wo beide vereint ein sorgenloses, glückliches Leben führen konnten, von fester Vereinigung am Altare?

Sie faßte sich endlich, er sollte ihre Thränen nicht gewahren. Er wollte sie vielleicht nicht sehen, denn er schien ihr Schweigen nicht auffallend zu finden, sondern blätterte, während sie die Vase mit Wasser füllte und die Blumen ordnete in Zeitschriften.

Mit möglichster Ruhe nahm Agathe das Ge-

spräch auf: „So wird Dir weder Zeit noch Stimmung bleiben, um den letzten Akt Deines Trauerspiels hier zu vollenden?"

„Nicht eine Stunde, ich habe noch viele Besuche zu machen, da ich meine Verbindungen mit meinen Wiener Freunden und Bekannten keineswegs abbrechen darf, im Gegentheil, ich will sie zu befestigen suchen. Ich werde den letzten Akt an Dich schicken, Du sollst ihn kritisiren, nur mit Deiner vollsten Zustimmung überlasse ich mein Werk irgend einer Bühne."

„Wird Deine neue Thätigkeit nicht dem Poeten schaden?"

„Wenn ich hier bliebe, würde ich auch nicht mehr leisten, ich kann nur etwas Gutes schaffen, wenn ich frei von allen Sorgen bin, und dazu ist jetzt Aussicht da. Ich werde auch dort mit dem Theater verkehren. Was hast Du für die nächste Zeit vor? Ich glaube, es wäre gut für Dich, wenn Du auf das Land gingst. Du hast ja der Freunde so viele. Die Baronin Stitten geht Anfang Mai auf ihr Landgut, Deine Nähe würde ihr erfreulich sein, das weiß ich, es bedarf nur des leisesten Winkes und Du bist von ihr herzlich eingeladen."

Als Agathe eine verneinende Bewegung machte, fuhr Malten fort: „Ich möchte nicht, daß Du in der ersten Zeit, wo Du mich schmerzlich vermissen wirst, allein in Deinem Zimmer säßest, trüben Gedanken nachhängend. Willst Du mir versprechen, liebste Agathe, recht viel in Gesellschaft zu gehen, wenn ich nicht mehr hier bin? Es bleiben während des Mai's ja noch viele, Dir befreundete Familien hier; willst Du mir versprechen?"

„Das kann ich nicht, unterbrach sie ihn, wenn ich traurig bin, muß ich mit mir allein sein. Es giebt Schmerzen, die ertragen werden müssen, Kämpfe, die Jeder mit sich selbst auszukämpfen hat!" entgegnete Agathe.

„Sprich nicht so, meine liebste Freundin, Du betrübst mich. Indem Du Dich quälst, quälst Du mich. Wir leben ja Beide, verloren sind uns nur die Todten!" sagte er.

„Vielleicht!" sprach sie leise mit melancholischem Lächeln.

Wie alle zur Unzufriedenheit geneigte Menschen, denen glänzende Hoffnungen vernichtet worden, floh Cäsar melancholische Menschen und suchte die heiteren. Agathens anmuthiger Humor hatte

ihn bisher mit an sie gefesselt, ihre trübe Stimmung verscheuchte ihn, obgleich er wußte, daß dieselbe seiner Abreise galt. Das Wort, welches er vorgestern noch ausgesprochen haben würde, mit dem er die sonnigste Heiterkeit, auf ihr liebes Antlitz hätte rufen können, er sprach es heute nicht aus. Die verständigen Rathschläge kluger Weltleute, hatten auf ihn gewirkt, er dachte aber nicht daran, daß von diesen Weltleuten nicht einer echte Theilnahme für ihn hatte, oder Verständniß für Cäsars Seelenleben.

Die Unterhaltung zwischen Agathe und Cäsar schleppte sich mühselig hin. Er vermochte ihr innerliches Leid, was trotz ihrer Bemühung immer wieder sichtbar wurde, nicht mehr anzusehen. Rasch blickte er auf die Uhr und rief: „Bald acht, da muß ich heute fort!"

„Willst Du nicht den Thee mit mir trinken, Cäsar?" fragte Agathe schüchtern.

„Ich danke Dir, Liebste, ich habe noch viel vor meiner Abreise zu thun!"

Sie sagte kein Wort; als er ihr zum Abschied seine Hand reichte, wie er stets that, war diese eiskalt, die ihre glühte in Fieberhitze.

„Gute Nacht, schlafe wohl und träume süß,“ sagte er weich und eilte fort. Lange schaute sie seiner hohen Gestalt durch das Fenster nach, als er mit elastischen Schritten die Straße hinabging.

Fünftes Buch.

I. Kapitel.

Cäsar trat heiteren Muthes in das Arbeitszimmer seines Verlegers. Sein neuer Wohnort, die Lage desselben, die er früher nie gesehen, gefielen ihm außerordentlich, und die achtungsvolle Artigkeit, mit welcher man ihm entgegen kam, that ihm wohl. Er sagte sich selbst, daß ein guter Theil davon auf seine neue Stellung komme, und daß der großen Zeitung, deren Redakteur er fortan sein sollte, von all den Einladungen und verbindlichen Reden viel gelte, allein, Cäsar war erfahren und Weltmann genug um zu wissen, daß in unseren Tagen Charakter und Stellung eines Menschen als sehr eng verbunden betrachtet würden, wie

auch: Haben und Sein fast auf Eins hinausliefen, und erwartete nichts Anderes. Heute war die in der Regel freundliche Miene des berühmten Chefs der großen Verlagsbuchhandlung etwas bewölkt; nicht ohne Verlegenheit hustete er einige Male, ehe er begann: „Wahrheit ist die beste Politik, Herr von Malten, besonders einem so geistreichen Manne gegenüber, wie ich ihn vor mir habe. Ich habe Winke erhalten von Oben, nicht von meinem Landesherrn, kurz aus Frankfurt a. M., von den Vertretern der Regenten Deutschlands, von einigen, und vom russischen Gesandten, man heißt meine Wahl nicht gut. Weit entfernt, Ihre umfassenden Kenntnisse, Ihre hohe geistige Begabung zu bezweifeln, stößt man sich an Ihre politische Vergangenheit; wir, hier zu Lande, erfreuen uns jeder auf Vernunft gegründeten Freiheit, bei uns wird die Censur sehr milde ausgeübt, ein Rothstift langt bei unserm Censor für das ganze Jahr, allein, allein" — und der berühmte Verleger fuhr mit dem Taschentuche über das Gesicht, „außerhalb meines engeren Vaterlandes könnte die Zeitung —"

„Verboten werden, wenn ich als Redacteur bliebe," ergänzte Cäsar sarkastisch, „besonders da

sich Rußland in rein deutsche Angelegenheiten zu mischen geruht."

„Was wollen Sie, Herr von Malten," sagte der berühmte Verleger, und bewegte die Schultern, „wir Verleger leiden dadurch am meisten. Es wird noch Jahre brauchen, bis es anders wird!"

„Das fürchte ich auch," entgegnete Cäsar finster, „nun, ich will für Sie kein Stein des Anstoßes sein, Herr von Avera."

„Bitte, bitte sehr, Herr von Malten, Sie sollen keinen Grund haben, sich über mich zu beklagen. Ich werde jeden Ihrer Aufsätze, den Sie für den schönwissenschaftlichen Theil meiner Zeitung schreiben, gebührend honoriren, ich drucke Ihre Dichtungen unter den für Sie günstigsten Bedingungen, und ich werde Sie noch heute, vorausgesetzt, daß Sie es erlauben, einer sehr einflußreichen Persönlichkeit vorstellen. Sie können, wenn Sie Ihre Klugheit benutzen, hier eine glänzende Laufbahn haben, die ich Ihnen werde offen zu halten wissen."

„Aber —" wandte Cäsar ein.

„Keine Aber, lieber Herr von Malten. Lassen Sie mich diese Briefe überfliegen, dann unterzeichnen, ist dies geschehen, setze ich mich zu Ihnen und werde Ihnen Alles auseinanderlegen, was Sie,

meiner Ansicht nach, zu thun und zu lassen haben. Inwieweit Sie meinen Vorschlägen Gehör geben wollen, das ist natürlich Ihre Sache."

Eine Stunde später wandelte Cäsar nachdenklich in den Alleen des schönen Parkes, der einen Theil der Residenz ausmachte, umher. Ohne sein Zuthun hatte plötzlich sein Schicksal eine ganz neue Wendung genommen.

Die Residenz, welche er bisher nicht gekannt hatte, war ihm schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit eine liebe Stadt geworden. Er hatte sich überzeugt, daß er mit der Hälfte von dem, was er in Wien, ausgegeben hatte, in der Königsstadt behaglicher leben konnte, als in der Kaiserstadt. In Wien, unter dem reichen hohen Adel und unter der Geldaristokratie, war er für den ersteren ein junger talentvoller Dichter, der nach Wien gekommen ist, um sich Ruf zu machen, für die zweite ein auf sich selbst angewiesener Abenteurer, der erst seine Existenz zu gestalten hat und wohl als Tänzer und Courmacher den Töchtern, aber nicht als Freier den Eltern willkommen ist. In der kleinen Königsstadt dagegen, war als Redacteur der großen Zeitung sein Gehalt so groß wie der eines Generals, als Herr von Malten und

Schriftsteller von Ruf stand er nicht, wie in der Kaiserstadt, im Schatten, sondern gehörte zu den bedeutenden Persönlichkeiten. Wenn er Agathens Einnahmen dazu rechnete, fand er, daß er in der Königsstadt ein angenehmes Haus machen konnte, ohne sein Herz zu tödten. Ein Gefühl unaussprechlichen Glückes durchströmte ihn bei dem Gedanken, bald wieder, und zwar für das Leben mit der geliebten Frau vereinigt zu sein.

Noch trug er den Brief in seinem Taschenbuch mit sich herum, den er diesen Morgen an Agathen geschrieben, in welchem er sie in den liebevollsten Ausdrücken um ihre liebe Hand gebeten hatte. Jetzt, nachdem seine Stellung wieder eine unsichere geworden war, schien es Cäsar Leichtsinn, das Schreiben abzusenden, und — wie er sich sagte, von seiner noch ungewissen Zukunft das Schicksal seiner Geliebten abhängig zu machen.

Herr von Avera hatte zwar Alles, was er für Cäsar als Entschädigung für die verlorene Stellung vorführte, in die glänzendste Beleuchtung geschoben, aber er konnte ihm doch nicht verhehlen, daß Cäsar das Meiste dabei würde thun müssen um das Ziel, eine angesehene, Gewinn bringende Position zu erreichen.

„Verbindungen nützen überall viel," schloß Herr von Avera seine Rede, „bei uns aber sind Sie fast Alles. Es wird, es muß Ihnen hier gefallen, sobald Sie heimisch sind. An reichen, liebenswürdigen, jungen Damen fehlt es hier nicht: Sie müssen in eine angesehene Familie hinein heirathen, und ich werde Sie noch als Excellenz sehen."

Das war nun Alles scherzhaft gesagt worden, aber Cäsar sah ein, daß hinter diesem Scherz der bittere Ernst verborgen war.

Er hatte bald nach seiner Ankunft in der Königsstadt einige Schriftsteller besucht und freundliche Aufnahme gefunden; aber fast alle lebten in einer bescheidenen Häuslichkeit, die ihm, das fühlte er, nicht genügt haben würde. Er athmete auf, als er sich wieder in seiner geräumigen, elegant und geschmackvoll ausgestatteten Wohnung sah. Er mußte doch auch Bücher und Gemälde, Statuetten und schöne Blumen um sich haben, er konnte selbst den edelsten Wein nur genießen, wenn er aus krystallenem Becher duftete, es war auch, seiner Meinung nach, nur ein sehr bescheidener Aufwand, als er sich ein schönes Reitpferd anschaffte. In Hohenburg hatte ihm der Fürst die Wahl unter allen Rossen seines Marstalles gelassen, und zu welchem

Reiter hatte ihn des Fürsten Stallmeister und Cäsars Wetteifern mit dem Prinzen Waldemar gemacht. Hätte Agathe Cäsar Grund zur Eifersucht gegeben, er würde nach Wien geeilt und ihr heftige Scenen gemacht, sich wahrscheinlich so bald als möglich mit ihr vermählt haben, aber er konnte ihrer treuen Liebe sicher sein. Wäre Agathe klüger, minder natürlich und hingebend gewesen, längst hätte er sie beschworen, nach der Königsstadt zu kommen, sich mit ihm zu verbinden. Aber, dem Versprechen gemäß, das Agathe ihm in der Abschiedsstunde gegeben hatte, schrieb sie ihm fast täglich lange Briefe und war dadurch so viel bei ihm daß er sie nicht so stark vermissen konnte, als es geschehen sein würde, wenn sie selten und kürzere Briefe gesandt hätte.

Aber Cäsar, aus dem Parke kommend, über den großen Platz ging, sah er zwei Stabsoffiziere, von denen der jüngere, in preußischer Uniform, ihm auffiel. Täuschten ihn seine Augen oder sah er wirklich den Fürsten Waldemar von Hohenburg.

Die Anhänglichkeit, welche Cäsar stets dem Jugendfreunde bewahrt hatte, trieb ihn an, rascher zu gehen, um dem Fürsten näher zu kommen; aber auf halbem Wege blieb er stehen, er wollte

sich keines kühlen Grußes wegen zu ärgern haben; es konnte ja auch sein, daß der Fürst ihn nicht erkannte, ihn nicht erkennen wollte? Mißmuthig trat er in sein Arbeitszimmer, aber er vermochte nicht, seinen begonnenen Roman fortzusetzen. Den Brief an Agathe warf er in ein verborgenes Fach seines Schreibtisches, und griff nach den Zeitungen, welche sein Diener ihm auf den gewohnten Platz gelegt hatte.

Einige Neuigkeiten aus der politischen Welt steigerten seinen Unmuth, er vermochte nicht weiter zu lesen. Unwillkürlich mußte er an seinen verstorbenen väterlichen Freund denken, was würde dieser zu den neuen Ereignissen gesagt haben? Er trat an das Fenster um frische Luft zu schöpfen, zwei Reiter auf ausgesucht schönen Pferden sprengten an Malken's Wohnung vorüber. Einer davon war ein junger Prinz, der Großneffe des Königs, und der andere Fürst Waldemar von Hohenburg.

Das Leben in Schloß Hohenburg und später mit dem Fürsten Egon in Paris und London trat deutlich vor sein geistiges Auge, ihm war zu Muthe, als müsse er sein Pferd besteigen, Waldemar nachreiten und ihn zu einem jener Wettritte auffordern,

wo heute Waldemar, morgen Cäsar gesiegt hatte. Und wie würde der junge Fürst solche Aufforderung jetzt beantworten?

Die russische Fürstin, eine geistvolle, außerordentlich reiche Frau, welche eine neue Villa außerhalb der Stadt bewohnte, hatte heute ihren Empfangsabend. Herr von Avera fuhr zur bestimmten Zeit bei Cäsar von Malten vor, um ihn zur Fürstin abzuholen, welcher Cäsar heute vorgestellt werden sollte. Der junge Dichter bemühte sich, eine heitere Miene anzunehmen, denn er war durch und durch verstimmt über seine Lebensstellung, die ihm heute als eine durchaus verpfuschte erschien. Dazu sann er über die Geheimnisse nach, von denen schon seine Kindheit umgeben gewesen war. Hatte nur Trauer um den Verlust des Gemahls seine Mutter bestimmt, in tiefster Einsamkeit zu leben? Und warum hatte sie nie mit ihm über ihre oder über die Familie seines Vaters gesprochen?

Wiederholten sich ihm nicht noch einmal durch Agathen diese ihn quälenden Räthsel, weshalb schwieg auch sie beharrlich über den Mann, dem sie angetraut worden war, um auf seltsame, geheimnißvolle Weise von ihm getrennt zu werden?

Zum Glück sprach auf dem Wege zur Fürstin

Herr von Avera unaufhörlich und zwar über Gegenstände, welche Cäsar kalt ließen. Er hatte nur nöthig, zwischen Herrn von Averas Rede von Zeit zu Zeit ein: „wirklich,“ „allerdings,“ oder „sehr richtig!“ einzuschieben, um seine Theilnahme an der Unterhaltung zu beweisen.

Als Cäsar mit Herrn von Avera in den zweiten Salon trat, wo die Fürstin in reicher Abendtoilette die Huldigungen ihrer Gäste zu empfangen gewohnt war und sich Fremde vorstellen ließ, befanden sich nur wenig Personen in den Gemächern, von denen Cäsar nicht eine kannte. Die Fürstin, heute sehr durch ihre eigenen Angelegenheiten abgezogen — es handelte sich um die von ihr beabsichtigte Vermählung ihrer jüngeren Schwester — empfing Cäsar mit der gewöhnlichen Artigkeit, aber sehr kühl. Er, leicht empfindlich, wie alle Menschen, die ehrgeizig und nicht ohne Eitelkeit sind, wünschte sich weit weg von der Scene, auf welcher er, seiner Ansicht nach, eine traurige Rolle spielte, während ihn in Wahrheit Niemand beobachtete, als zwei noch ganz junge Fräuleins, die, um ballfähig zu werden, seit Kurzem an den Gesellschaftsabenden der Fürstin erscheinen durften, ihre Mutter war mit der Fürstin befreundet. Nach und nach füllten

sich die Salons. Herr von Avera, den fast Jeder kannte, behielt keine Minute für seinen Schützling, der sich mit dem Beschauen einiger Albums unterhielt, die Mode segnend, welche es fordert, daß in jedem Salon Mappen mit Kupferstichen und Albums umherliegen. Plötzlich sah er, daß sich auch die Damen von ihren Sitzen erhoben, die Fürstin stand auf und machte einige Schritte vorwärts, denn die eben eintretenden Herren waren keine geringeren, als Se. Königliche Hoheit, Prinz Adalbert, der Großneffe Sr. Majestät, und Fürst Waldemar von Hohenburg.

Das Antlitz der Fürstin strahlte, bisher hatte sie stets vergebens gehofft, einen Prinzen des Königlichen Hauses bei sich zu sehen, sie schrieb sein Kommen dem Fürsten von Hohenburg zu, der von dem Prinzen Freund genannt wurde und gleich diesem in der preußischen Armee diente. Beide wollten diesmal ihre Urlaubszeit zusammen, theils in der Schweiz, theils in der Residenz des alten Königs zubringen. Die Fürstin hatte ihre geheimen Pläne, an welchen ihre stets geschäftige Phantasie weiter arbeitete.

Cäsar wünschte sich jetzt, noch lebhafter als er es schon gethan, an irgend einen Ort, gleich-

viel an welchen; unangenehmer konnte für ihn keiner sein, als in diesem Augenblicke der Salon der Fürstin. Sein Jugendfreund hatte den Brief, den er nach seiner Flucht von Paris aus an ihn geschrieben, nie beantwortet. Cäsar sagte sich: Fürst Waldemar, der Königlich preußische Husaren-Oberst, will jede Bekanntschaft mit Cäsar Malten, dem Sohne der armen Wittwe, dem vermögens- und einflußlosen, bei den Regierungen übel angeschriebenen Demagogen verläugnen. Er sah sich nach einer Thür um, durch die sich unbemerkt entschlüpfen ließ. In diesem Augenblicke sah er den Fürsten auf sich zukommen. Cäsar wurde bleich und trat einen Schritt zurück, der Fürst schien dies nicht zu bemerken, denn ihm die Hand entgegen haltend, rief er mit der ihm angeborenen Herzensgüte, dem schönsten Erbtheil von seinen Eltern: „Ist's möglich, Cäsar, mein Jugendfreund, wie freue ich mich, Dich wiederzusehen!"

Malten erwiderte den Händedruck des Fürsten herzlich, ergriffen von Waldemar's Aehnlichkeit mit beiden Eltern, die jetzt bedeutender hervortrat, als dies in seinen Jünglingsjahren der Fall gewesen war. Waldemar fühlte, daß er, da Scenen im Salon nicht gebräuchlich sind, etwas sagen müsse,

um seine Rührung zu erklären, deshalb sprach er mit feinem Lächeln: „Ihre Durchlaucht, die Fürstin versteht sich, wie nur die seltensten Menschen, auf beglückende Ueberraschungen, in Herrn von Malten läßt sie mich hier meinen Pflegebruder finden, den ich seit einigen Jahren nicht sehen konnte, da ich fast immer bei meinem Regimente war."

Daß die Fürstin sich jetzt ebenfalls über die Ueberraschung freute, welche ihr so glücklich gelungen war, daß die jungen Damen das Wiedersehen der Jugendfreunde sehr rührend fanden, die Herren plötzlich mehr oder weniger Theilnahme für Cäsar von Malten zeigten; daß sich die Königliche Hoheit den Pflegebruder seines Freundes vorstellen ließ, kann sich Jeder vorstellen, der die Welt kennt.

Die Fürstin sprach später, als die Königliche Hoheit und Fürst Waldemar von Hohenburg angelegentlich mit jungen Damen plauderten, längere Zeit mit Cäsar. Sie war die Frau dazu, um Kenntnisse, Geist und die feinsten, liebenswürdigsten Manieren nach dem wahren Werthe schätzen zu können.

„Ich beklage es sehr tief, Herr von Malten,

daß Sie kein Russe sind, oder als ein in den baltischen Provinzen Geborener, aber doch ein russischer Unterthan. Bei uns, wo der Scharfblick des Kaisers seine Männer herauszufinden weiß, würden Sie einen hohen Gesandtschaftsposten erhalten. Aber, ich sehe nicht ein, warum ich ein Bedauern ausspreche, schon viele Deutsche, vorzügliche Köpfe, traten in russische Dienste, wenn Sie dazu geneigt wären, Herr von Malten, ich könnte da leicht vermitteln, und die geistvolle, noch jugendlich empfindende Frau blickte dem schönen, jungen Manne scharf in die Augen.

Cäsar erröthete leicht, und die Antwort, welche ihm auf den Lippen schwebte, zurückhaltend, sagte er lächelnd: „Ich fürchte, gnädigste Frau, daß in diesem einen Augenblick Ihr sonst so scharfes Auge nicht meine Mängel sieht, sondern nur Eigenschaften, welche ihr gütiges Herz dem Jugendfreunde des vortrefflichen Fürsten Hohenburg zutraut. Besäße ich aber auch alle die Gaben, welche mich des Schutzes Ew. Durchlaucht würdig machten, so bindet mich doch ein Eid, meine Dienste nur Deutschland zu weihen.“

„Und“ — fragte die Fürstin, die immer geneigt

war, ihren Willen durchzusetzen, — „da es selbst Ihre Landsleute thun, darf ich auch wohl fragen: Wo ist Deutschland?“

„Ihre Frage, meine Durchlaucht, ist als Frage einer Ausländerin natürlich und schnell beantwortet, Deutschland ist da, im Herzen von Europa, oder, was schöner klingt und auch richtig ist, wo Europa's Herz, da ist Deutschland. Von meinen Landsleuten habe ich die Frage stets lächerlich gefunden, Frankreich hat seine Bretagne, seine Normandie u. s. w., England sein Irland, sein Schottland und so fort, weshalb sollen wir nicht unser Sachsen und Preußen, unser Baiern und Württemberg haben und uns doch als Deutsche fühlen? Ich, möchte ich sein, wo ich wollte, habe mich stets als Deutscher gefühlt.“

Die Fürstin zog die Augenbrauen zusammen, hätte nicht Cäsars glänzende Erscheinung sie bestochen, denn er sah aus wie ein zürnender Apoll, sie würde sich von seiner Rede verletzt gefühlt haben. Nach ihren Ansichten durfte ein junger, deutscher, simpler Edelmann sich einer russischen Fürstin gegenüber, nicht seiner deutschen Abstammung rühmen.

„Schön gesprochen, Sie sind ja ein deutscher Dichter, wie ich hörte. Ich werde morgen Ihren Dichtungen einen Theil meiner Tageszeit widmen. In den Morgenstunden lese, schreibe und zeichne ich, die andere Hälfte des Tages gehört meinen Freunden und Bekannten. Wollen Sie morgen mir die Gefälligkeit erweisen, und bei mir diniren, damit wir unser heutiges Gespräch fortsetzen, und daß Sie mich belehren können, lieber Herr von Malten?"

„Ich werde so glücklich sein, Durchlaucht," sagte Cäsar mit feinem Lächeln.

„Sie sind ein Spötter, Monsieur de Malten," versetzte die Fürstin und gab Cäsar einen leichten Fächerschlag, „um fünf Uhr, eine frühe Zeit, aber ich richte mich überall, wo ich bin, nach des Landes Brauch!"

Cäsar trat zurück, um einer Excellenz Platz zu machen. Als er nach Mitternacht mit Herrn von Avera heimfuhr, sagte dieser lachend: „Nun, mein Bester, was sagen Sie zu Ihrem Debut in unserer Gesellschaft? Ist es nicht ein überaus glänzendes gewesen? Prinz Adalbert raunte mir zu,

daß Sie ihm außerordentlich gefallen hätten, und die geistvolle, überall ihre Hände im Spiel habende Fürstin beehrte Sie mit Fächerschlägen. Sie sind ein Glückskind!"

II. Kapitel.

In Cäsars Schreibzimmer saßen die Jugendfreunde einander gegenüber; Fürst Hohenburg war schon am nächsten Morgen zu Malten gekommen, um mit ihm über Zeiten zu sprechen, die für ihn unvergeßlich waren.

„Du wohnst reizend," sagte Waldemar, sich in dem Zimmer umschauend, „wüßte ich nicht, daß Du noch frei und ledig, ich würde jeden Augenblick erwarten, das poetische Knistern eines seidenen Frauengewandes und eine holde Stimme zu hören, fragend: Stör' ich, theuerster Cäsar."

Malten lachte: „Ich bemerke, daß Deine früher noch schlummernde Dichtergabe aufgewacht ist, mein Prinz, und freue mich darüber."

„Nun, ich hoffe, Du stellst mir das Zeugniß

aus, daß sich auch früher mit mir leben ließ, wo mich, wie Du weißt, Pferde und Hunde mehr interessirten, als Gedichte. Aber, in Wahrheit, schöne Gemälde, Büsten berühmter Personen, zierliche Stickereien, Pflanzen kann man auch in der Wohnung anderer Junggesellen sehen, z. B. in der meinen in Berlin, aber wie hier Alles steht und liegt, wie so nirgends ein wenig Cigarrenasche, oder etwas Staub auf den breiten Blättern der Kalla und Fächerpalmen, das, sollte ich meinen, bringt nur die feine Hand einer Dame zu Wege."

„Ich liebte immer die Zierlichkeit, und meine gute Mutter lehrte mich schon, als ich noch Knabe war, den Federwedel zu gebrauchen, nebenbei gesagt, ein malerisches, hübsches Instrument. Ich bewundere Dich aber, weil Du Alles bemerkst."

„Ein alter Offizier, denn ich bin, wie Du weißt, sehr jung in die Armee getreten, ein Oberst, der sein Regiment zu mustern hat, dem es nicht entgeht, wenn ein Knopf an der Uniform seiner Mannschaft nicht blank genug geputzt ist, wird doch die Akkuratesse Deiner nächsten Umgebung zu würdigen wissen. In unserer langen und langweiligen Friedenszeit hat ja ein Oberst, der nicht den Ehrgeiz besitzt, in den Generalstab zu treten, Muße genug,

sich um Stäubchen und lose gewordene Knöpfe zu kümmern!"

„Und auch Zeit, viel zu lesen, Studien zu machen, sich poetischen Stimmungen hinzugeben, endlich Verse zu machen," sprach neckend Cäsar.

„Daß ich mir Letzteres nie zu Schulden kommen ließ, ist Brückners Verdienst, der, wie Du Dich erinnern wirst, bei jeder Gelegenheit gegen unberufene Dichter eiferte. Zu was würde ich auch meine Verse niederschreiben, falls mir welche einfielen, Fürsten werden ja stets als von den Musen verlassene Menschen betrachtet. In Friedenszeiten hat Unsereiner gar nichts zu thun, in Kriegszeiten muß man uns doch persönliche Tapferkeit zugestehen, sobald wir welche zeigen!"

„Du scheinst Dich sehr nach Krieg zu sehnen, Waldemar, und möchtest doch nicht in eine fremde Armee eintreten, die immer Arbeit hat, wie z. B. die englische, russische, ja selbst die französische," sagte Cäsar.

„Ja, ich wünsche einen Krieg herbei für das Volk und speziell für mich. Ein Krieg, wo wir Deutschen die Sieger blieben, würde die Anmaßung dämpfen, mit welcher uns nicht nur Engländer und Franzosen, nein, sogar die barbarischen Russen und

die, auf ihr Ländchen und ihre Nationalität eingebildeten, Dänen entgegentreten. Für eine fremde Sache in den Reihen Fremder zu kämpfen, das würde ich freilich niemals thun! Für mich persönlich wünsche ich den Krieg, wie es in einer Ballade heißt:

„Daß ich mir Ruh' erreite!"

„Darf Dein Jugendfreund die Ursache Deiner Unruhe erfahren," fragte Cäsar, „darauf gefaßt, Bekenntnisse zu hören, vielleicht Rath ertheilen zu sollen, welchen nicht zu befolgen der Beichtende zum Voraus entschlossen ist."

„Wenn Du nicht spotten willst, Cäsar!"

„Gewiß nicht, mein theurer Waldemar," sprach Cäsar, herzlich des Fürsten Hand drückend.

„So laß es mich Dir gestehen, daß ich in Widerspruch mit mir selbst gerathen bin. In heillosen, Cäsar! Ich bin von Natur, wie Du weißt, ein gutmüthiger, einfacher Mensch, gewohnt seine Pflicht zu thun und den geraden Weg zu gehen. Mein guter Vater beurtheilte mich ganz richtig, indem er mich nicht in seine Pläne einweihte. Bist Du jemals in Widerspruch mit Deinem innersten Wesen gerathen, nur dann vermagst Du mich zu verstehen."

Cäsar seufzte: „Jedem Menschen, selbst dem einfachsten, geschieht dies wohl dann und wann."

„So höre denn! Meiner Aeltern Lieblingswunsch war, mich mit einer Waldersee vermählt zu sehen, sobald sie ihr neunzehntes Jahr erreicht haben würde; doch war es nur der Aeltern Wunsch, kein Befehl. Ich muß auch gestehen, daß Eugenia Waldersee mir stets gefallen hat, ich freute mich, wenn ich das zierliche Geschöpfchen sah, das dem großen, wilden Jungen, der ich schon damals war, als sie noch ein Kind, herzlich entgegen jubelte. Ich nahm die Einladungen der Familie Waldersee, mit welcher ich entfernt verwandt bin, an, ich erwies Eugenia viel Aufmerksamkeit, aber ohne von Liebe zu sprechen. Es war mir ein angenehmer Gedanke, mich von ihr geliebt zu wissen, aber ich feierte ihren einundzwanzigsten Geburtstag mit, ohne feierlich um sie zu werben. Dennoch beabsichtigte ich es, da plötzlich —"

Der Fürst schwieg und bearbeitete, nervös aufgeregt, seinen wohlgepflegten Schnurrbart mit der Hand.

„Trat etwa ein anderer Bewerber mit ausgesprochenen Wünschen auf, Waldemar?"

„Das nicht, aber ich, ich Unglückseliger, fühlte

mich plötzlich von einer Empfindung überwältigt, wie ich sie mir selbst früher nie zugetraut hätte. Ich habe in Dichtungen glühende Leidenschaft geschildert gefunden, aber ich dachte, wenn ich dergleichen las: „So vermögen nur Poeten zu lieben. Und jetzt, jetzt," fuhr der Fürst fort, indem er mit großen Schritten das Zimmer durchmas, „jetzt habe ich nur eine Empfindung, nur einen Gedanken, und obgleich ich ihrem Zauberkreise entflohen und hier bin, sehe ich sie doch überall vor mir. Habe ich doch schon, wie ein Primaner, ihre Namenszüge in das Fensterglas eingeschnitten, ihr von hier aus mit einem Expressen ein Bouquet der schönsten Blumen gesandt!"

„Und Du glaubst Dich als Mann von Ehre an Gräfin Waldersee gebunden, Waldemar?"

„Ich könnte mich noch mit guter Manier zurückziehen, ich hoffe, daß Eugeniens Neigung zu mir eine schwesterliche ist, ich kenne einen Offizier, der sich um sie bewerben würde, wäre er reicher, ich würde ihm mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln förderlich sein, wenn ihre Eltern jenem Manne wohlwollten, was anzunehmen, aber ich kann diejenige, die ich liebe, nicht zum Altare führen, denn — sie ist eine Dame vom Theater!"

„Hm, wärst Du der erste Fürst, der sich mit einer Künstlerin vermählte?"

„Weder der erste, noch würde ich der letzte sein, aber ich fürchte, daß aus meiner Verheirathung mit Amanden kein Glück sprießen würde, weder für mich, am allerwenigsten für das schöne, liebenswürdige Wesen!"

„Das denkst Du und glaubst diese Dame zu lieben?" fragte Cäsar.

„Das weiß ich, und liebe sie. Ich fühle mich nur glücklich und befriedigt, wenn ich in ihrer Nähe bin, aber sobald ich sie nicht sehe, bilde ich mir ein, daß sie mir vielleicht kühler begegnen würde, wäre ich nicht der reiche Fürst von Hohenburg, sondern schlichthin, Waldemar Hohenburg. Ich darf nicht daran denken, daß sie eines Anderen Weib werden könnte, soll ich nicht wahnsinnig werden, und doch schrecke ich vor dem Entschlusse zurück, mich mit einem Mädchen zu vermählen, das, wie das unumstößliche Gesetz in meiner Familie bestimmt, nicht Namen und Titel führen darf, unter denen ich meine Gemahlin der Welt vorstellen möchte. Amanda ist von geringer Herkunft, ein Kind des Volkes!"

„Läßt sich da kein Ausweg treffen?“ warf Cäsar ein.

„Ich wandte mich bereits deshalb an einen Rechtsgelehrten, er bat um Bedenkzeit; doch das ist noch nicht Alles. Es ist — es hat — ich kann es Dir nicht sagen, was noch zwischen Amanden und mir steht, daß ich davon nicht sprechen mag, sei Dir ein Beweis, wie ich von den widersprechendsten Empfindungen gequält bin!“

„Mein armer Waldemar!“ sagte Cäsar und drückte des Fürsten Hand, „ich verstehe!“

„Nein, nein!“ rief Waldemar, „Du weißt nicht, was mich quält, ich kann sie nicht zu meiner Gemahlin wählen und kann auch nicht leben ohne sie!“

„Das glaubst Du nur jetzt, Waldemar. Der Mensch überwindet viel, verschmerzt viel, das sage ich Dir nicht nur, weil ich Aussprüche weiser Männer citiren will, ich habe es zum Theil selbst an mir erfahren!“

Waldemar gab keine Antwort, sondern begrub sein Gesicht in die Hände. Cäsar betrachtete den Freund, den er in den letzten Stunden fast beneidet hatte, mit aufrichtiger Theilnahme. Alles, was Malten für sich seit Jahren gewünscht hatte, hohe

Geburt, Reichthum, einen ihm zusagenden Beruf, besaß Waldemar, und war er glücklich?

In diesem Augenblicke gewiß unglücklicher als der arme, auf sich selbst angewiesene Malten, der nicht einmal mit vollem Rechte den Titel führte, unter welchen er in der Gesellschaft erschien, zu der er durch Erziehung und persönliche Vorzüge paßte.

„Ich begreife, daß Du Dir Krieg wünschest, Waldemar," begann Cäsar nach einer Pause, „er wird kommen, wenn auch nicht in nächster Zeit. Beginne jetzt mit Energie den schwereren Kampf, den mit Dir selbst. Eine Heirath schließen wollen, von welcher man im Voraus weiß, daß sie uns früher oder später Unglück bringt, ist Thorheit, grenzt an Wahnsinn!"

„Nicht so sehr als es scheint. Weiß ich denn, ob ich im kommenden Jahre noch leben werde? Vermähle ich mich mit Amanden, ensteht später Unglück aus dieser That, so kann ich doch sagen, daß ich einmal im Leben glücklich gewesen bin. Sagt nicht Schiller:

‚Ein Augenblick gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod bezahlt!'"

„Das stellt nicht unser großer Dichter als allgemeine Wahrheit auf, bester Waldemar, er läßt

dies den Schwärmer Posa ausrufen, und in leidenschaftlichen Momenten denkt und fühlt wohl jeder gebildete Mensch Aehnliches. Schiller sagt auch:

‚Mit dem Gürtel, mit dem Schleier,
Reißt der schöne Wahn entzwei!‘

Halte Dich in Deinem Falle an diese Wahrheit. Sprich Dich aus gegen mich, dem ältesten Deiner Freunde, denn so manches Jahr kennen und vertrauen wir einander. Wie lange bleibst Du hier, Waldemar?"

„In drei Wochen ist mein Urlaub zu Ende, doch kann ich denselben verlängern lassen. Ich ging fort, um Waldersee's zu entfliehen, und weil ich mich prüfen wollte, ob ich ohne Amanda leben kann. Es ist mir nicht möglich! Aber ich bin ein Egoist, Dir vorzuklagen, wie ich leide!"

„Und doch warst Du gestern in der Gesellschaft heiter und beredt," sprach Cäsar.

„Das wundert Dich? Wird es uns nicht durch unsere Erziehung zur zweiten Natur, vor der Welt heiter zu scheinen, wenn es in uns stürmt? Lachen wir nicht, wenn wir lieber klagen möchten? Warst Du stets fröhlichen Herzens, wenn Du im Salon mit Damen heiter plaudertest?"

Cäsar widersprach nicht, er begann von seinen

eigenen Angelegenheiten zu sprechen, allerdings nicht mit vollkommener Aufrichtigkeit, und als Waldemar hin und wieder eine Frage oder sonst ein theilnehmendes Wort einschaltete, sprach Malten: „Nun, Waldemar, Du nanntest Dich einen Egoisten, verträgt sich mit dieser Benennung die Theilnahme, welche Dir mein Lebensgang einflößt, Dein Wunsch, mir förderlich zu sein? So lange Du noch für Andere zu fühlen vermagst, wirst Du niemals ganz in Schmerz versinken. Bleib' bei mir, vertraue mir Alles, willst Du Waldemar?"

Seit diesem Tage waren die Jugendfreunde wieder, wie in ihren Knaben- und Jünglingsjahren unzertrennlich. Sie ritten viel zusammen aus, und manches schöne Frauenauge blickte den schlanken Reitern nach, um am längsten auf dem schönen Antlitze Maltens zu verweilen.

Durch die Intimität mit dem Fürsten wurde Cäsars Stellung in der Gesellschaft eine sehr bevorzugte. Man hielt ihn für einen Mann aus alter Familie und für sehr reich, natürlich wurden durch diese Voraussetzungen seine glänzenden Naturgaben in ein helleres Licht gebracht und Eltern aus den ersten Familien sahen in Malten einen jungen Mann, den sie gern Schwiegersohn genannt hätten.

Dem Fürsten gefiel das Leben im Hôtel nicht, deshalb schlug Cäsar ihm vor, ein Privatwohnung zu beziehen. In dem Hause, wo er in der ersten Etage einige Zimmer bewohnte, wurde durch Abreise einer englischen Familie das ganze Stockwerk frei, und Malten miethete es sofort für Waldemar, sich seine drei Gemächer vorbehaltend. Er bestellte bei Möbelhändlern und Tapezierern, was noch fehlte, besprach sich selbst mit dem Decorateur und ließ Alles nach seiner eigenen Angabe ausführen.

Dadurch entstand in der Stadt das Gerücht, daß Fürst Waldemar, des schönen, interessanten Herrn von Malten Pflegebruder, als Gast bei Cäsar wohne. Der Fürst hörte wohl nicht davon, Malten hielt es vielleicht für klug, diesem Geschwätz nicht zu widersprechen. Es konnte ja dem Fürsten Waldemar von Hohenburg ganz gleichgültig sein, was über ihn gesagt wurde.

Von Agathen trafen noch immer interessante Briefe ein, aber etwas seltener; Cäsar würde sie mehr vermißt haben, wenn ihn nicht Waldemars Zustand, der zuweilen Besorgniß erregend war, vielfach in Anspruch genommen hätte. Ueber Amanda hatte Cäsar Erkundigungen eingezogen

und von einem glaubwürdigen Freunde erfahren, daß diese gefährliche Schöne höchst geistvoll und reizend sei, aber eine dunkle, dunkle Vergangenheit hinter sich habe.

III. Kapitel.

Der Frühling schickte sich an, dem Sommer zu weichen, der Hof hatte die Lustschlösser bezogen viele der angesehensten Familien bereiteten Reisen in die Bäder oder nach der Schweiz vor, es wurde stiller auf den Straßen der in den Wintermonaten sehr beliebten Residenz; auch im Theater sah man viele Logen und Plätze leer, Cäsar befand sich oft, wenn er kam, um ein klassisches Drama anzusehen, ganz allein in der Loge, welche ihm Herr v. Avera überlassen hatte. Der berühmte Verleger hatte mit seiner Familie seit Mitte Juni seinen schönen Landsitz bezogen.

Zu dieser Zeit dachte der greise, aber geistig noch lebendige Landesherr daran, für seinen Groß-Neffen, der die Aussicht hatte, dereinst König zu

werden, eine Braut nach seinem Sinne zu wählen. Vieles aber gab es dabei zu bedenken. Es lag dem Könige daran, Näheres über den Charakter der jungen Prinzessin, welcher er die Ehre zugedacht hatte, seine Großnichte zu werden, zu erfahren. Bis jetzt aber war über die Pläne des hohen Herrn nur in der Königlichen Familie geflüstert worden, die einzige Fremde, welche von den Wünschen des Königs Kunde hatte, war die russische Fürstin Alexia Feodorowna Muchanoff; denn sie besaß im hohen Grade das Vertrauen der Damen des Königshauses. Klug wie sie war, beschloß sie, von ihrem Wissen Nutzen zu ziehen.

Die Fürstin Alexia Feodorowna Muchanoff hatte das neununddreißigste Jahr bald zurückgelegt, aber ihre Lebhaftigkeit, ihre funkelnden Augen und das wirklich liebreizende Lächeln, welches ihr ausdrucksvolles Gesicht verschönte, ließen sie um mehrere Jahre jünger erscheinen. Sie war in einem Kloster erzogen worden, das sie verlassen hatte, um mit dem reichen, aber rohen, häßlichen Fürsten vermählt zu werden, der sich in ihre jugendlichen Reize verliebt hatte. Als er entdeckte, daß sie ihn innerlich verabscheute, haßte er sie und sperrte sie in eines seiner Schlösser, wo sie, sorgfältig bewacht,

Zeit fand, ihren scharfen und lebhaften Geist aus-
zubilden, denn Bücher und den belehrenden Um-
gang einer geistvollen, alten französischen Dame
entzog der Fürst seiner Gemahlin nicht. Als ihr
Kerkermeister starb, zählte sie erst dreißig Jahre,
der größte Theil seines großen Nachlasses fiel ihr zu.
Um, wie sie sagte, ihre angegriffene Gesundheit
herzustellen, verließ sie Rußland und ging nach Ita-
lien. Was sie in ihrer Gefangenschaft hatte ent-
behren müssen, genoß sie jetzt im reichen Maße,
aber in Rom und Florenz kümmerte sich Niemand
um ihr Treiben. Als ein junger italienischer Edel-
mann, den sie mit ihrer Gunst beglückt hatte, mit
Ungestüm darauf bestand, daß sie ihm ihre Hand
vor dem Altar reiche, verließ sie in aller Stille
Rom und ging nach der Schweiz, wo sie eine Zeit
lang unter fremden Namen lebte, um vor den Ver-
folgungen des Italieners sicher zu sein. Sie wollte
lieben und geliebt sein, aber sich nicht noch einmal
binden. Seit zwei Jahren lebte sie in der deut-
schen Königstadt, wo sie sich so wohl und heimisch
fühlte, daß sie die Villa kaufte und sich bequem
einrichtete. Bewerbungen um ihre Hand wußte
Alexia Feodorowna auf die feinste Weise auszu-
weichen, auch war ihr Herz jetzt ganz frei, ihr Geist

durch künstlerische Thätigkeit und kleine Intriguen, bei welchen sie die Hand im Spiele hatte, genügend beschäftigt. Seit Jahren, ja vielleicht noch niemals hatte ein Mann so ganz dem Ideal, das ihre Phantasie entworfen hatte, geglichen, wie Cäsar. Seine hohe Gestalt, die Schönheit seines Gesichts, der Geist, der aus seinen blauen Augen blitzte, die Ironie, welche seinen Mund umschwebte, verbunden mit vollständiger Grazie im Umgange, imponirten ihr. Lachend sagte die Fürstin einmal: „Wenn alle Fürsten Europa's und Cäsar von Malten in einfachen schwarzen Röcken zusammensäßen und ein Amerikaner, ein Indier, ein Afrikaner würden gerufen, um zu entscheiden, wer von allen diesen Männern der Höchststehende, sie würden auf Herrn von Malten deuten."

„Das ist Hochverrath," sprach mit feinem Lächeln eine ihr vertraute Freundin, „hüten Sie sich, daß nicht Kaiser Nicolaus das erfährt."

„O, beste Gräfin," erwiderte mit echt russischem Stolze die Fürstin, „er ist ausgenommen, wenn von den europäischen Fürsten, wollte sagen Regenten, die Rede ist, dann steht er über Allen!"

Die deutsche Gräfin entgegnete nichts, denn zu jener Zeit herrschte über so manches deutsche Ge-

müth noch Furcht vor der Macht Rußlands, Frankreichs und Englands.

Dem ersten Besuche Cäsars waren mehrere gefolgt, er erschien nicht nur an den Gesellschaftsabenden, sondern speiste oft, eingeladen von der interessanten Frau, allein bei ihr, oder er promenirte mit ihr in dem der Stadt nahen Walde in den Morgenstunden. Ihr Arzt hatte ihr Morgen-Spaziergänge im Walde empfohlen und sie, diese langweilig findend, hatte einige ihrer näheren Bekannten, unter diesen auch Cäsar, aufgefordert, sie zu begleiten. Geschickt wußte sie es einzurichten, daß Cäsar endlich ihr einziger Begleiter wurde.

Geistvoll, unterrichtet, viel gereist, wußte sie stets etwas Interessantes zu erzählen, oder mit ihm über ein von ihm angeregtes Thema zu sprechen, wie er es gern hörte. Alles, was Cäsar that, sprach, geschrieben hatte, wurde von ihr bewundert, in so feiner und dabei enthusiastischer Weise, daß ihm in ihrer Nähe wohl werden mußte. Sie beschloß einige Zimmer neu decoriren zu lassen, und zog ihn dabei zu Rathe. Sie kaufte, von ihm begleitet und ebenfalls berathen, Gemälde und Skulpturen. Sie hatte vor, in ihrem großen Garten einen großen Saal bauen zu lassen, in welchem im nächsten Winter-

halbjahre kleine feine Lustspiele, Scenen aus großen Dramen und lebende Bilder dargestellt werden sollten. Sie nahm zuweilen seine Dichtungen und las ihm mit vielem Feuer vor, wenn auch nicht ganz so innig in den Geist der Dichtung versenkt, wie Agathe.

Alexia Feodorowna verstand es wie nicht leicht eine andere Frau, Geheimnisse zu entdecken. Es war ihr nicht schwer geworden, von dem arglosen Fürsten Waldemar so viel über Cäsars Vergangenheit zu hören, als sie wissen wollte. Jetzt mußte für ihren Liebling eine feste Stellung geschafft werden, die ihn in Beziehung zu dem König brachte. Stand Malten erst auf der einen Stufe fest, stieg er auch die andere mit Leichtigkeit empor.

Bekanntlich müssen nach russischem Gesetz alle russischen Unterthanen von Zeit zu Zeit in ihr Vaterland zurückkehren, doch ist es ihnen unbenommen, nach kurzem Aufenthalt in der Heimath, versehen mit einem neuen Paß, wieder in das Ausland zu reisen. Dieser Zeitpunkt war jetzt auch für die Fürstin herangekommen. Gegen Ende Juli mußte sie in Petersburg sein. Vorher wußte sie es dahin zu bringen, durch eine der Prinzessinnen,

deren Meinung der König achtete, daß Cäsar mit einem entsprechenden Gehalte, unter dem Titel Hofrath, zum Geheimsekretär des künftigen Thronfolgers ernannt wurde. Der Letztere hatte Malten oft bei dem Fürsten Waldemar gesehen, und eine Vorliebe zu ihm gefaßt. Cäsar wurde denn auch bald für den geeigneten Mann zu einer geheimen diplomatischen Sendung gehalten; und seine Reise war, wie die der Fürstin, für die hohe Sommerzeit festgesetzt worden.

In der zweiten Hälfte des Juli wollte die Fürstin die Königsstadt verlassen, in der ersten des September zurückkehren; Herr von Malten dagegen sollte mit Aufträgen des Königs nach dem schönen Süden reisen, um ebenfalls im Frühherbste, vielleicht noch eher, wieder bei seinem Prinzen einzutreffen. Fürst Hohenburg, noch immer nicht Herr seines Selbst, da ihn noch oft die Leidenschaft für Amanda unzurechnungsfähig machte, hatte aber doch bereits soviel Besonnenheit gewonnen, daß er es für gut hielt, Cäsar zu begleiten.

Am Tage vor seiner Abreise ging Malten in den späten Nachmittagsstunden nach der Villa, um sich von der Fürstin zu verabschieden. Es war ein wundervoller Sommertag. Das Gewitter, welches

gegen Morgen sich über der Stadt und Umgegend entladen, hatte die Luft gekühlt, der Regen alle Pflanzen erfrischt.

Als Cäsar in den Garten trat, fühlte er sich von den Düften der blühenden Rosen, die in allen Farben in Fülle das Gebäude umringten, wie berauscht.

„Ein Paradies ist dieser Garten!" sagte er, ohne dabei der Schlange zu gedenken, die in keinem Paradiese fehlt. Er ertappte sich auf dem Wunsche, der Herr dieses Gartens und der schönen Villa zu sein.

Auf seine Frage nach der Durchlaucht wies der Diener, der sich mit Ablesen von Raupen, welche auf den Rosenblättern saßen, beschäftigte, nach den schattigsten Partien des schönen Gartens, der sich, terrassenartig aufsteigend mit dem großen Weinberge verband, den die Fürstin auf seinen Rath vor Kurzem gekauft hatte.

Unter blühenden Linden saß Alexia Feodorowna. Sie trug ein leichtes hellblaues Gewand, das sie sehr gut kleidete und, gegen die herrschende Mode, einen großen, runden Strohhut und las.

„Ich komme, um mich von Ihnen zu beurlauben, gnädigste Frau, und Ihre Befehle zu vernehmen, hoffend, daß Sie mich durch solche be-

ehren werden, denn ich würde gern, auch wenn ich nicht so glücklich bin, Sie zu sehen, für Sie thätig sein," sagte Cäsar.

„Sie reisen, wie mir heute Fürst Hohenburg erzählte, ich gehe übermorgen und —" hier seufzte die Fürstin, „wir werden uns mehrere Wochen nicht sehen."

„Ich beklage das, meine Durchlaucht, mein Trost ist, daß sechs Wochen schneller vergehen, als man in der Stunde der Trennung für möglich hält," erwiderte Malten.

„In sechs Wochen kann sich viel ereignen," sagte die Fürstin mit trüber Miene.

„Auch in kürzerer Frist, meine Fürstin. Haben doch Stunden hingereicht, Städte und ihre Bewohner auf immer von der Erde zu vertilgen!"

„Sie haben Recht. Ich will auch nicht mehr melancholisch sein, Sie sind ja noch da, mein lieber Freund," und die noch immer anziehende Frau reichte Cäsar die Hand und schaute ihn mit funkelnden Augen an. „Ich lese eben Goethe's Wahrheit und Dichtung zum ersten Male mit Verständniß."

„Zum ersten Male? Sie belieben zu scherzen, mein Gnädigste," neckte Malten.

„Durchaus nicht. Goethe sagte einmal zu Ecker-

mann: „Ich habe nicht für Kinder geschrieben. Wenn man diesen Dichter zu früh liest, kann man ihn nicht würdigen, vermag man auch seine Handlungsweise nicht zu verstehen. Ich hörte oft, wie ihn meine ältere Schwester schalt. Niemals konnte sie ihm verzeihen, daß er sich nicht mit Friederike Brion vermählt hat.“

Cäsar fühlte sich von diesen Worten, die er für ganz absichtslos ausgesprochene nahm, peinlich berührt. Er mußte an Agathe denken, die, wie liebenswürdig auch jene Friederike gewesen, diese doch gewiß an Talent und Geist überragte. Unwillkürlich entschlüpften ihm die Worte: „Vielleicht wäre er dann glücklicher gewesen!“

„Aber gewiß nicht der große Goethe geworden, Cäsar,“ sagte die Fürstin mit feinem Lächeln, ihn zum ersten Male bei seinem Taufnamen nennend. „Nein, nein, ein Poet gehört seiner Nation zuerst, dann der Welt, wenn seine Gesänge mächtig genug sind, um auf eigenen Schwingen durch alle Lande zu fliegen. Hätte Goethe nach einigen Jahren sein liebes Mädchen heimgeführt, er würde keinen Faust gedichtet haben. Er handelte sehr weise, daß er so lange unvermählt blieb, bis er seine Stellung hatte.

Daß er dann nicht eine Dame aus hoher Familie auserkor, war eine Thorheit."

Cäsar antwortete nicht, lachend fragte sie: „Nun, mon ami, habe ich Unrecht?"

„Durchaus nicht, Durchlaucht."

„Bitte, verschonen sie mich nur heute, an diesem wundervollen Sommerabende, mit dem Titel, der mir wenig Glück gebracht hat. Ich war zufriedener in meinem Kloster, wo ich Alexia Feodorowna genannt wurde, als an dem Tage, wo aus der Tochter eines armen Grafen eine Fürstin wurde. Titel und Glanz beglückt nur die Männer, ihre Herzen füllt die Liebe nicht aus. Aber ich muß noch ein wenig umherschweifen. Geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen sehen, wie es im Weinberge aussieht."

IV. Kapitel.

Während fast alle näheren Bekannten Agathens auf ihren Schlössern oder in Bädern lebten, brachte sie, traurig, in ihren Schmerz versunken, ihre Tage einsam in Wien zu. Das Schicksal hatte ihr bisher mehr Leid als Glück gegeben, ihre Kinderjahre wurden durch den Tod ihres Vaters, durch fortwährendes Kränkeln ihrer Mutter getrübt. Um ihren Bruder von langwieriger Gefangenschaft zu retten — der Jüngling wurde zu den gefährlichsten Demagogen gezählt — entschloß sie sich, ohne Liebe, ja mit innerem Widerstreben, dem Manne die Hand zu geben, der, wie er ihr vorgespiegelt hatte und wie es in seiner damaligen Stellung möglich war, ihren Bruder Moritz von Birkenau retten konnte.

Jener Sörensen, welcher am Trauungstage, nachdem sie vor dem Altare mit ihm verbunden worden, plötzlich verhaftet wurde, hatte das höchste Vertrauen seines Landesherrn besessen und schmählich mißbraucht. Sie hatte über ihn später nur gehört, daß er, nachdem man ihn hatte entkommen lassen, in Amerika gestorben sei. Jung, schön, nur im Besitz geringer Geldmittel, war sie ganz auf sich selbst angewiesen. Einige Male hatte sie sich bemüht, eine feste Stellung als Erzieherin in einem geachteten Hause zu finden, ihre Jugend und Schönheit waren ihr eher hinderlich, statt förderlich. So entschloß sie sich, ihre Sprachkenntnisse und literarischen Talente zu benutzen und ließ sich in Wien nieder, wo sie, wenn auch einfach, doch unabhängig, mit ihrer alten Dienerin lebte. Cäsars Liebe, an deren Wahrheit und Innigkeit sie niemals zweifelte, warf Sonnenglanz über ihr bisher im Ganzen doch freudenloses Leben. Ihr Herz, das sich nach einem Herzen sehnte, ihr Geist, der nach der Gemeinschaft mit einem andern bedeutenderen Geiste strebte, fühlte sich durch den Umgang mit Cäsar befriedigt, ihr ganzes Dasein schien für sie in Glück getaucht.

Aber die Sorgen um die Existenz treten an Jeden heran, uud sie erkannte bald, daß der Mann,

den sie über Alles liebte, dessen physischen Muth sie nie bezweifeln konnte, nicht viel von der moralischen Tapferkeit besaß, welche den Menschen, besonders den Mann, fähig macht, diese Sorgen leicht abzuschütteln oder ihnen durch Einfachheit und eisernen Fleiß den Weg zu ihm abzuschneiden. Cäsar, so schön und vielgewandt, wie beides Goethe in seiner Jugend war, ein Geist, der den großen Poeten zu würdigen wußte, selbst begabt mit schönem Talente, hatte mit einigen der glänzenden Gaben, die er mit dem Dichterkönige gemein hatte, auch dessen Widerwillen gegen Alles, was ihm peinlich, unbequem, hemmend erscheinen konnte.

Daß Agathe diese seine Eigenschaften bald klar erkannte und ihn dennoch unveränderlich liebte, beweist nur, daß die Liebe das Schicksal der Frau ist. Sie vermag sich diesem so wenig zu widersetzen, wie irgend einem anderen Schicksal.

Als Cäsar ihr mittheilte, daß und warum er Wien verlassen müsse, freute sie sich für ihn; daß seine Abreise von Wien auch Trennung von ihr bedeute, lag wie eine trübe Ahnung auf ihrer Seele. Der Gedanke an seine Treue war nicht mächtig genug, um diese Ahnung zu verscheuchen.

Sie sagte sich selbst: „Cäsar wird mich immer

lieben, mich nie vergessen, aber er wird sich entweder nie vermählen, oder eine glänzende Heirath machen!“

Bisher war Alles so gekommen, wie sie es voraus gefürchtet hatte. Er sprach in der Abschiedsstunde, die auch ihm eine schwere war, kein Wort von ehelicher Verbindung zu ihr. Er hatte ihr oft geschrieben, seine Briefe waren zuweilen tagebuchartig, aber auch diese Blätter redeten wohl von seiner Sehnsucht nach ihr, aber keine Silbe von der Absicht, sich mit ihr zu vermählen.

Sein gedenkend, saß sie eines Morgens an ihrem Schreibtische, um ihm über seine neuesten Gedichte, die er ihr im Manuskript zugesandt hatte, eingehend zu schreiben. Nicht ohne Schmerz hatte sie bemerkt, daß diese weit hinter denen zurückstanden, mit welchen er früher die Leserwelt erfreut hatte, vor Allen poetische Naturen. Vollendet in der Form, geistreich waren auch die neuen Lieder, aber sie machten Agathen nicht den Eindruck, den nur Gedichte, die freie Ergüsse der Seele sind, hervorbringen können.

Männerschritte im Vorgemach störten die Einsame in ihren Gedanken. Die alte Christiane brachte einen Brief, dessen Empfang Frau von

Birkenau bestätigen sollte. Sie that das schnell, als Christiane sich entfernt hatte, nahm sie das Schreiben in die Hand und betrachtete es lange mit umflorten Augen und klopfendem Herzen. An der Aufschrift hatte Agathe erkannt, daß die Zuschrift von Cäsar kam. Es war nicht seine Gewohnheit, Briefe zu rekommandiren, deshalb erschrak sie, weil es diesmal geschehen war. Daß das kleine Wörtchen „rekommandirt" von anderer Hand geschrieben war, bemerkte sie in ihrer Aufregung nicht.

Statt sofort das Siegel zu lösen, quälte sie sich so recht nach Frauenart mit allerart Vermuthungen. Endlich las sie, immer höher färbten sich ihre Wangen, immer strahlender leuchteten ihre schönen Augen, in Thränen ausbrechend warf sie sich auf die Knie und rief, die Hände gefaltet: „O mein Gott, mein Gott, ich bin zu glücklich!"

Sie rief, nachdem die ersten, höchsten Wogen innerer Aufregung sich gelegt hatten, ihre treue Dienerin herein und sagte mit froher Miene: „Christiane, in wenig Tagen reise ich zu Herrn von Malten, wirst Du mich begleiten, bei mir, bei uns bleiben?"

„Träum' ich oder wach' ich, gnädige Frau

Sie wollen das liebe, schöne Wien, wollen Ihre bewährten Freunde verlassen, um eines jungen Mannes willen, der trotz aller Liebe zu Ihnen, Sie doch niemals heirathen wird."

Agathe war in diesem Augenblicke zu glücklich, um zürnen zu können, fast lachend erwiderte sie: „Ich verzeihe Deiner Treue, ich habe Dich ausreden lassen, um Dich beschämen zu können. Herr von Malten bittet um meine Hand, denn seine Stellung erlaubt ihm jetzt, den eigenen Heerd zu gründen. Um all den Weitläufigkeiten zu entgehen, welche wir hier als Ausländer haben würden, bittet er mich, sofort nach seinem Wohnort zu kommen, wo er mich erwartet."

„Wirklich, also doch!" rief Christiane, „nun, da wünsche ich meiner lieben, gnädigen Frau das ungetrübteste Glück," sagte die Alte mit Thränen in den Augen, „Gott segne Sie und den gnädigen Herrn und möge sein Glück seiner Treue gleichen!"

„Und Du gehst mit mir, hilfst mir beim packen?" fragte Agathe.

„Natürlich, gnädige Frau, wie könnte es denn anders sein?" entgegnete Christiane.

„Wir wollen nachher Rath halten, wie wir Alles am Besten einrichten, jetzt muß ich einige

Zeilen an Cäsar schreiben, sein langer, liebevoller Brief verdient doch Antwort, und baldige."

„Gewiß, gewiß, Herzengelchen, ich will nicht stören," und heiter trippelte die gute Alte aus dem Zimmer.

Agathe hatte nur einige Zeilen schreiben wollen, aber ihr Herz war zu voll, sie legte die Feder erst hin, als auf den vier Seiten des Briefbogens kein Wörtchen mehr Platz fand. Dann siegelte sie rasch mit dem Petschaft, das Cäsars erstes Geschenk an sie war, und trug, glücklich wie sie noch niemals gewesen, den Brief selbst zur Post.

Abenddämmerung unterbrach Christianens rüstiges Schaffen, vergnügt, daß sie bereits so viel vor sich gebracht hatte, entzündete sie die Lampe, da wurde plötzlich mit ungewöhnlicher Heftigkeit die Glocke gezogen.

„Ein Unglück!" sagte Christiane zu sich selbst, indem sie mit zitternder Hand die Thüre des Vorsaales öffnete.

Frau von Waldenfeld, eine aufrichtige Freundin ihrer Herrin, trat ein, sichtlich aufgeregt.

„Ist Frau von Birkenau zu sprechen, Christiane?"

„Allerdings, gnädige Frau, aber, meine Anhänglichkeit möge mich entschuldigen, wenn ich frage: Sie bringen doch meiner gnädigen Frau keine schlimme Nachricht?"

„Durchaus nicht, liebe Christiane, melden Sie mich," erwiderte Frau von Waldenfeld mit erzwungenem Lächeln.

Agathe trat ihrer Freundin so heiter entgegen, daß dieser beinahe der Gruß auf den Lippen erstarb.

„Ich wollte zu Dir kommen, meine Franziska," begann Agathe, „aber noch fand ich nicht Zeit. Mein Schicksal hat plötzlich eine andere Wendung genommen, es ist entschieden —"

„So weißt Du es schon, theure, liebe Agathe?"

„Wissen? Ich? Wie weißt denn Du es?" entgegnete erstaunt Frau von Birkenau.

„Ich begreife Dich noch nicht, bin aber recht herzensfroh daß Du das Ereigniß so ruhig, ja heiter hinnimmst!"

„Welches Ereigniß, liebe Franziska?"

„Ich glaubte immer, daß Du für Herrn von Malten mehr als Freundschaft fühltest, aber dem Himmel sei Dank, ich habe mich getäuscht!" fuhr Frau von Waldenfeld fort.

„Durchaus nicht, ich kann Dir schon jetzt viel

Scharfsichtigkeit zugestehen. Ich liebe Cäsar mit ganzer Seele, und —"

„O Gott, o Gott! ich bin gekommen, damit Du nicht an fremdem Orte und von fremdem Munde erfahren sollst, was Dir ja nicht verschwiegen bleiben kann. Herr von Malten ist vermählt!"

Agathe erwiderte keine Silbe, ruhig nahm sie Cäsars Brief aus dem Schreibtisch, hielt denselben der Freundin hin und sagte nur: „Lies!"

Franziska überflog das Schreiben, schüttelte den Kopf und fragte: „Wann erhielst Du diesen Brief?"

„Vorgestern," antwortete Agathe.

„Vorgestern erst? Und das Datum ist vom 20. Mai. Ist Dir das entgangen, meine Agathe?" sagte Frau von Waldenfeld mit blassen Lippen.

„Laß mich selbst sehen," sprach Frau von Birkenau.

Da stand es, wie es Cäsars Manier in vertraulichen Briefen, eine kleine römische Zwanzig, daneben eine deutsche Fünf. Am zwanzigsten Mai.

Obgleich sich diese Zahlen nicht ableugnen ließen, wurde doch Agathe nicht im Mindesten dadurch beirrt.

„Er hat sich verschrieben, Franziska, was ist

es weiter?“ lächelte Agathe. „Cäsar ist flüchtig, zerstreut wie alle Poeten.“

„Du irrst, liebes Herz, es wird mir schwer, Dir wehe zu thun, aber Du mußt es erfahren. Mein Bruder Ferdinand, der, wie Du weißt, Sekretär bei unserer Gesandtschaft in Maltens Wohnort ist, war Zeuge seiner Trauung. Er traf, um seine Ferien bei uns zuzubringen, heute morgen ein und theilte mir das Ereigniß mit.“

Agathe war in einen Stuhl gesunken und starrte vor sich hin.

Unwillkürlich, trotz ihres Vertrauens zu Cäsar, glaubte sie plötzlich den Worten ihrer Freundin. Diese trat zu ihr hin und umschlang sie zärtlich.

„Weine Dich aus und vergiß den Unwürdigen!“ sagte sie sanft.

Agathe antwortete nicht, sondern starrte noch immer vor sich hin, während Frau von Waldenfeld rathlos neben ihrer Freundin stand, fast bereuend, sich selbst zur Ueberbringerin dieser Nachricht gemacht zu haben.

Endlich erhob sich Agathe mit den Worten: „Ich muß ihn sehen, ich ertrage es nicht länger hier!“

„Thue, was Dein Herz Dich lehrt, aber reise nicht allein, Agathe. Wenn ich Dir in irgend Et-

was beistehen kann, ich hoffe, Du wirst Dich an mich zuerst wenden," bat Franziska.

Agathe lächelte durch Thränen und drückte der Freundin innig die Hand.

V. Kapitel.

Cäsar trat aus seinem Hôtel in der Residenz des Königs, an dessen Hof er gesendet war, um die geheimen Aufträge des alten Königs zu erfüllen. Oeffentlich erschien er nur als heiterer Lebemann, von seinem allergnädigsten Herrn an den jüngeren König gesandt, von diesem die Erlaubniß zu erbitten, sich eines der schönsten Gemälde aus dessen Privatgallerie kopiren lassen zu dürfen. Als Malten, durch das schöne Wetter besonders heiter gestimmt, dahin schritt, sah er vor sich her einen Herrn und zwei Damen wandeln, die ihm bekannt erschienen.

Er überholte das Kleeblatt und war sehr erfreut, in ihm seinen alten Bekannten aus Wien, den Banquier v. Hallenstein nebst Gemahlin und

Töchtern zu erblicken. Auch Hallensteins begrüßten Malten herzlich, die reizende Melanie erröthete bis unter die Locken und Cäsar, der nach englischer Sitte dem Fräulein die Hand reichte, fühlte, daß ihr feines Händchen bebte. Obgleich von den Frauen stets bevorzugt, hatte er doch niemals daran gedacht, daß die vielumworbene Melanie v. Hallenstein, die Erbin einer Million, sich besonders für ihn interessire. Bisher hatte sie stets unbefangen mit ihm geplaudert, herzlich gelacht, wenn er seinen Witz spielen ließ oder etwas Komisches erzählte, jetzt, in diesem Augenblick, wo er überraschend vor sie hingetreten war, entdeckte er, daß es ihm, sobald er es darauf anlege, gelingen müsse, ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen.

„Aber Melanies Vater, der Millionär, was würde dieser sagen?" fuhr Cäsar seinem Selbstgespräche fort, „wahrscheinlich will er nur eine Finanzgröße Eidam nennen, oder einen hochgestellten Mann, und Frau von Hallenstein würde geneigt sein, ihre Tochter einem Offizier zu geben. Frauen, die viel in der großen Welt leben, haben stets eine gewisse Vorliebe für Offiziere." Am Schlusse seines Monologes lachte er laut, daß er, noch ohne feste Stellung, ohne reiche Erbonkel und Erbtanten im Hin-

tergrunde, sich als den Gatten einer jungen hübschen Millionärin gedacht hatte.

Hallensteins bewohnten dasselbe Hôtel, in welchem Cäsar zwei Zimmer inne hatte. Er begegnete ihnen Mittags an der Table d'hôte und wurde der Tischnachbar der pikanten Melanie. Baron Hallenstein theilte ihm mit, daß er seine Geschäfte rasch abgewickelt habe und den Damen noch alle Kunstschätze der Residenz zeigen wolle, bevor er sie auf ihren Landsitz bei Wien führe.

„Wie wäre es," fuhr Baron Hallenstein fort, „wenn Sie mit uns diese Schöpfungen des Genius in Augenschein nähmen. Meine Damen würden von Ihnen viel lernen, besonders meine wißbegierige, mit guten Augen begabte Tochter."

Was konnte Malten Anderes thun, als zusagen. Es würde unartig gewesen sein, wenn er dem Fräulein nicht den Arm geboten hätte, und so wandelte das junge Paar neben, zuweilen auch hinter den Eltern her, plaudernd, lachend, schauend, und Cäsar fühlte seine freien Stunden durch Melanies Gesellschaft angenehm ausgefüllt.

Eines Tages, als der Banquier sich bei Malten befand, um mit diesem über seine Pläne für die nächsten zwei Tage zu sprechen, brachte der

Kellner Cäsar einige Briefe, unter diesen einen von der Fürstin.

Herr von Hallenstein hatte in der letzten Zeit einen väterlichen Ton gegen seinen jungen Freund angenommen, ihm auch einmal Geld angeboten. Deshalb sagte er auch jetzt mit seinem eigenthümlichen, feinen Lächeln: „Ah, ein Brief von der Fürstin Muchanoff! Wirft diese Circe auch nach Ihnen ihre Netze aus?"

„Eine Dame, die zehn Jahre älter als ich —"

„Und in einen jungen Mann von Ihrer Persönlichkeit leidenschaftlich verliebt ist. Ich müßte Alexia Feodorowna nicht kennen, wenn ich anders denken sollte," entgegnete der Banquier.

Cäsar, der von Zeit zu Zeit, auch gegen den älteren ihm wohlwollenden Freund seinem Sarkasmus freien Lauf ließ, neckte: „Sprechen Sie aus eigener Erfahrung?"

„Durchaus nicht, mein Theuerster! Obgleich ich niemals ein Cäsar war, konnte ich vor fünfzehn Jahren mich doch sehen lassen, aber zu den Bewunderern der Fürstin habe ich niemals gehört. Ich kenne jedoch viele Blätter aus dem Buche ihres Lebens durch einen meiner jüngeren Freunde und warne Sie vor dieser Dame."

„Warnen, weshalb, Sie werden doch nicht glauben, daß ich, obgleich sie geistvoll und noch immer eine angenehme Erscheinung ist, mich in sie verlieben könnte?"

„Durchaus nicht, mein lieber Malten. Ich will Ihnen nur sagen, daß die Fürstin in sie verliebt, Ihnen Avancen machen, Sie mit ihrer höchsten Gunst beglücken, Ihnen alles Mögliche versprechen, aber Sie niemals heirathen wird!"

„Mich — heirathen?" sagte erstaunt Cäsar.

„Warum denn nicht, sie hat das schon mehr als einem jungen, schönen Manne vorgespiegelt. Warum sollten Sie auch nicht die Hand der Fürstin erlangen? Sie war vor ihrer Verheirathung ein einfaches Edelfräulein. Sie sind von gutem Adel, auf dem Wege, Carrière zu machen, mit Hülfe des Vermögens und des Einflusses der Fürstin würden Sie bald Orden, Titel, schließlich das Prädikat Excellenz erhalten, zum Grafen gemacht werden. Ich würde das nicht unvernünftig finden. Auf Herzenglück muß der Ehrgeizige nicht rechnen, das ist vom Schicksal zu viel verlangt, wenn Sie der Gemahl der Fürstin würden, dürfte es Ihnen nicht schwer fallen, sie zu beherrschen, aber — Alexia Feodorowna Muchanoff denkt und fühlt wie Eli-

sabeth Tudor. Sie will Liebschaften anspinnen, aber sich keinen Herrn setzen."

„Ich habe aber durchaus keine Neigung, der Geliebte dieser herbstlichen Schönen zu werden!" rief Cäsar.

„Bin es überzeugt. Was würden Sie denn auch gewinnen, sobald nach einigen Jahren ein jüngerer Mann als Sie Gnade vor den Augen dieser Frau findet."

„Ich muß bitten, Herr von Hallenstein, zu glauben, daß ich durchaus nicht nach der Ehre trachtete, jemals die Gunst der Fürstin zu erhalten."

„Glaube es, glaube es, mein bester Malten. Für Sie paßt ein junges, liebenswürdiges Mädchen die Ihnen ein Heirathsgut von einer halben Million zubringt, nnd welche es von früh an gelernt hat, einem großen Haushalte vorzustehen und zu repräsentiren. Sie sind dazu geboren, Carrière zu machen; wie ich immer gesagt habe, Sie müssen, um glücklich zu sein, ein großes Haus führen, eine Gemahlin haben, die für die Gesellschaft geschaffen ist, deren Familie Sie emporbringen kann, und in wenig Jahren sind Sie Gesandter oder Minister, General-direktor Königlicher Schauspiele u. s. w."

Cäsar lachte, „das wäre ganz schön, wenn nur —"

„Haben doch nicht mehr demokratische Regungen? Oh, mon ami, Niemand war mehr Demokrat als ich, so nach den Befreiungskriegen, kleidete mich als Student à la Sand. Man kann das nicht durchführen!"

„Ganz recht, der Traum der Jugend wird nie zur Wirklichkeit!" seufzte Malten.

„Was sollte demnach Ihr: wenn nur, bedeuten?"

„Wenn nur, gesetzt, ein holdes reiches Mädchen, das ich liebte, hätte ebenfalls Neigung zu mir, nicht neben demselben ein Vater stünde, der von mir ebenfalls eine halbe Million, oder wohl noch mehr forderte!"

„Das könnte sich freilich ereignen, denn nicht alle Väter sind so nachsichtig, nicht alle sagen ihrem Töchterchen, weil es das einzige, und der Eltern Abgott ist: wähle nach Deinem Sinn. Ist der Mann Deiner würdig, braucht er nicht reich zu sein, denn Du bist es ja, und später wird er soviel haben wie Du. Wozu habe ich in jungen Jahren gearbeitet, weshalb betreibe ich noch jetzt mit Eifer mein Geschäft? Einzig, um Melanie eine

fürstliche Aussteuer geben zu können, falls ihre Wahl auf einen Gatten fallen sollte, der nicht von Haus aus reich ist. Froh und glücklich will ich mein Mädchen sehen, an der Seite eines Mannes um den die andern Frauen und Mädchen sie beneiden! Aber, lassen Sie uns zu den Damen gehen, meine Frau wird wissen wollen, was heute Nachmittag geschehen soll, und Melanie vor Ungeduld vergehen, denn Sie hat immer viel Fragen an Sie zu stellen, will von dem gelehrten Poeten unterrichtet werden. Hahaha!"

Und die Herren traten beide in bester Launet bei den Damen ein, die sie bereits erwartet hatten.

VI. Kapitel.

Cäsar von Malten hatte die geheime Mission sowie die offizielle seines alten Königs vortrefflich ausgeführt nnd dafür einen Orden sowie den Titel Legationsrath erhalten. Zugleich war er als Geheimsekretär des künftigen Regenten eine sehr einflußreiche Person in der Residenz geworden. Fürst Waldemar, dessen Leidenschaft verglüht war, mit durch Cäsars Bemühungen, kehrte zu seinem Regimente zurück. Seine prachtvoll eingerichtete Wohnung übernahm Cäsar von Malten für sich und seine künftige Gemahlin.

Herr und Frau von Hallenstein waren glücklich in dem Glücke ihrer Tochter, fühlten sich selbst wieder jung. Beide hatten eine ungewöhnliche Vorliebe für den Bräutigam ihrer Tochter, und da

Herr von Hallenstein stets rasches Handeln liebte, bestimmte er, daß auf Melanie's Verlobung sofort die Trauung folgen möge.

Cäsar machte keine Einwendungen. Nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, rief es in seiner Seele: „Nur zu, nur zu, und vorwärts!"

Früher war sein steter Gedanke gewesen: „Empor!" Baron Hallenstein hatte überall Verbindungen, Gold ist endlich der beste Schlüssel, alle Thüren zu öffnen, und die vielen Weitläufigkeiten, welche in der Regel einer ehelichen Verbindung vorhergehen, wußte der gewandte Brautvater Hallenstein abzukürzen. Der Legationsrath hatte sich bis in die erste Oktoberwoche Urlaub erbeten und denselben auch erhalten. Am vierundzwanzigsten August sollte er in aller Stille mit Melanie in seinem jetzigen Wohnorte getraut werden. Einige Tage später wollte das junge Paar eine Reise nach Italien antreten, von welcher sich Melanie viel Genuß versprach. Melanie kannte Italien noch nicht und, wie herrlich mußte es sein, an Cäsars Seite den Garten von Europa zu durchstreifen, mit ihm die Schönheiten Roms zu bewundern, über alles Merkwürdige von ihm Erklärung zu erhalten?"

Nach ihrer Rückkehr sammelte sich dann auch der Adel des Königreiches wieder in der Hauptstadt und die junge Frau wollte dann ihre Salons öffnen und Gesellschaften geben, welche die der Fürstin Alexia Feodorowna weit überstrahlen sollten.

Herr von Hallenstein hatte Wort gehalten, am Tage vor der Trauung empfing Cäsar eine halbe Million in sicheren Werthpapieren.

Jetzt war er ein reicher Mann und auf dem Wege zu einer glänzenden Stellung. Die Vorbereitungen zu seiner Vermählung, die Veränderungen in der Wohnung, besonders die Ausschmückung der für Melanie bestimmten Gemächer nahmen Malten sehr in Anspruch. Er mußte auch dem Prinzen täglich einige Stunden widmen, dazu beschäftigte ihn das Auswählen schöner Pferde, eleganter Wagen, er fand nur Abends einige Zeit, bei Hallensteins zu erscheinen. Melanie fühlte sich durch Cäsars seltene, oft kurze Besuche, nicht im Geringsten verletzt. Sie wußte, wie viel ihm jetzt zu thun oblag, auch war sie selbst sehr beschäftigt, um ihre Garderobe zu vervollständigen. Einen großen Theil des Tages brachte sie, umgeben von Kleidermacherinnen und ihrer Kammerjungfer, vor dem Spiegel zu.

Eines Abends hatte Cäsar Hallensteins früher verlassen als gewöhnlich, es war zwei Tage vor dem zur Trauung anberaumten.

Der Gedanke, daß ihm ein junges Weib ihr Lebensglück anvertraue, stimmte ihn sehr ernst. Hatte er nicht die unbeschreibliche Liebe für sie, die einst sein und Agathens Glück ausgemacht hatte, so wollte er das Mädchen, das ihn allen andern Männern vorzog, doch niemals kränken.

Alle Briefe, Locken, getrocknete Blumen mußten vernichtet werden. In seinem Schreibtische sollte nichts liegen bleiben, was Melanie nicht hätte sehen dürfen. Seine junge, unschuldige Frau sollte nie erfahren, daß und wie er eine Andere geliebt hatte.

„Und liebe ich sie denn nicht noch immer, kann jemals eine Zeit kommen, in welcher ich sie nicht mehr liebe?" so flüsterte fort und fort eine Stimme in seinem Herzen.

Wie Cäsars Erscheinung, wie seine Manieren und Angewohnheiten fürstlich, so hatte er auch in seiner Abtödtung rein menschlicher Empfindungen etwas Fürstliches.

„Ich konnte nicht anders handeln!" sagte er sich, „ich würde lieber sterben, als in die Dunkelheit

herabsteigen, aus welcher mich Fürst und Fürstin Hohenburg gezogen haben, mich, zu dessen einfachen Familiennamen Malten meine gute Mutter in der Taufe den stolzen Namen Cäsar fügte.

Mit bebenden Händen zog er die Fächer auf, in welchen Agathens Briefe, eine Locke ihres schönen Haares, einige Blüthen von ihren Bäumchen aufbewahrt lagen. Der Abend war kühl, wie das nach heftigen Gewittern in der Königstadt oft der Fall ist. Der Diener hatte Feuer in dem Kamin angezündet. Malten nahm aus einem andern Fache einige Briefchen, auch eine bunte Schleife und eine Zeichnung, die ihm nebst schmeichelhaften Zeilen Alexia Feodorowna gesandt hatte, und warf sie in die Flammen.

Mit Agathens Briefen vermochte Cäsar nicht ebenso zu verfahren. Er band ihre Briefe mit einem blauen Bande zusammen und drückte an einer kleinen Rosette, warauf sich mit einigem Geräusch das große verborgene Fach, das in der Mitte des Schreibtisches angebracht war, herausschob.

Das Fach war leer, über Cäsars Antlitz zog sich Leichenblässe, denn er erinnerte sich plötzlich jenes Briefes, in welchem er Agathe um ihre Hand gebeten hatte, mit dem Zusatze, zu ihm zu kommen,

da ihn seine neuen Obliegenheiten als Chef-Redakteur der großen Zeitung hinderten, nach Wien zu reisen. Er hätte noch gestern einen Eid geleistet, daß dieser Brief in dem Fache liege, und er war nicht mehr da. Sollte Jemand in seiner Abwesenden Schreibtisch erbrochen haben?

Er mußte dieser Sache auf den Grund kommen. Hastig zog er die Klingel, sein neuer Kammerdiener erschien, der alte war zum Kellermeister, Tafeldecker, gewissermaßen zum Haushofmeister befördert worden.

„Wissen Sie, ob Neumann im Hause ist, Rudolph!" fragte Malten.

„Zu Befehl, Herr Legationsrath, er ist in seinem Zimmer," entgegnete respektvoll der Diener.

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn sofort sprechen will," gebot Cäsar. Rudolph entfernte sich eilig.

Malten bemühte sich, ruhig auszusehen. Als Neumann eintrat, fragte der Legationsrath: „Haben Sie, während ich verreist war, stets hier im Hause gewohnt oder ebenfalls eine Reise gemacht? Sagen Sie mir die Wahrheit und Sie sollen keinen Verdruß davon haben."

„Ich habe nichts zu verschweigen, ich war täglich hier, bin nicht einmal in das nächste Dorf ge-

kommen, Herr Legationsrath," erwiderte gelassen Neumann.

„Gingen Sie während meiner Abwesenheit in meine Zimmer?" examinirte Malten weiter.

„Gewiß, gnädiger Herr. Sie hatten es mir ja selbst befohlen. Es mußte doch gelüftet werden, nach den Teppichen und Möbeln war zu sehen, die Pflanzen habe ich begossen, wie der Herr Legationsrath nach Ihrer Rückkehr selbst bemerkten," sprach Neumann.

„Und erinnern Sie sich, daß ich Ihnen am Tage vor meiner Abreise Papiere oder Briefe zum aufheben oder besorgen übergab?"

Neumann verfärbte sich. „Gnädiger Herr, ich —"

„Nur weiter, Neumann, ich habe Ihnen schon meine volle Verzeihung zugesichert, wenn Sie ganz wahr sprechen. Also" —

„Herr Legationsrath werden sich erinnern, daß Sie am Tage vor Ihrer Abreise Briefe und allerhand Schriften aus dem Schreibtisch nahmen. Ich sah es, als ich den Kammerherrn von Thielenau anmeldete. Sie kamen sofort in den Salon. Am anderen Morgen, nachdem Sie abgereist waren, ging ich in Ihr Schreibzimmer, um nachzusehen,

ob etwas darin zu ordnen sei. Auf dem Fußteppich lagen verschiedene Papiere, bedruckte und beschriebene, diese hob ich auf und steckte sie in den Papierkorb, wo sie sich noch befinden müssen. Ein Brief lag auch dabei, den habe ich, da er adressirt und gesiegelt war, auf die Post getragen. Ich meinte, der Herr Legationsrath hätten vergessen gehabt, mir, wie sie sonst zu thun pflegen, den Brief selbst zu geben."

„Wissen Sie noch, an wen dieser Brief adressirt war, Neumann?" fragte Cäsar, und seine Lippen zuckten.

„Nein, nur daß er nach Wien bestimmt war, ist mir ganz deutlich erinnerlich."

„Unseliger Mensch!" ächzte Malten und sank in einen Sessel.

„Verzeihen Sie mir nur dieses eine Mal, Herr Legationsrath," bat Neumann. „Ich hatte zu jener Zeit so viel im Kopfe. Hoffentlich hat es nicht viel geschadet, daß dieser vergessene Brief erst vor einigen Tagen abgegangen ist?"

„Schon gut, Sie haben mein Wort!" sprach Cäsar und deutete nach der Thüre.

Der bestürzte Diener entfernte sich, erschrocken

über den Anblick des guten Herrn, den Neumann so todtenbleich und bis in das Innerste erschüttert noch nie gesehen hatte.

Bis gegen Morgen saß Cäsar vor seinem Schreibtische, Blätter beschreibend und wieder zerreißend. Er hielt es für Pflicht, Agathen mitzutheilen, daß und warum er sich mit Melanie von Hallenstein verlobt habe. Sein Herz drängte ihn, Agathen zu sagen: daß er dennoch ewig nur Agathen lieben, daß er unter allen Verhältnissen ihr Freund und Schutz sein würde. Aber von all' den Worten, welche ihm zu Gebote standen, genügte ihm keines, um auszudrücken, was die Geliebte wissen sollte. Endlich warf er alle, blos angefangenen Briefe in den Kamin und zündete sie an.

Obgleich gewohnt, sich zu beherrschen, sah er doch am Trauungstage blaß und niedergedrückt aus, nichts weniger als wie ein glücklicher Bräutigam. Melanie, reizend und kostbar gekleidet, erschrak fast, als er in den Salon trat, wo sie nebst Eltern und Trauzeugen Cäsar erwartete. Erst als die Ceremonie vorüber war, richtete er sich stolz auf, als wolle er sagen, ich will nicht von meinem Herzen beherrscht werden!

„Bist Du unwohl, Cäsar?“ fragte Melanie liebevoll.

Mit müder Stimme erwiderte er: „Fürchterliches Kopfweh peinigt mich, Liebste, es wird vorübergehen.“

Und in Wahrheit, Malten wurde so arg von Kopfschmerz gequält, daß er sich weit weg von der Gesellschaft wünschte, welcher er ein heiteres Gesicht zeigen sollte.

Dienstag hatte die Trauung stattgefunden, Sonnabend wollte das junge Paar die Reise nach Italien antreten. Früh hatten die Eltern die Neuvermählten verlassen, um nach Wien zurückzukehren. Gegen Abend wollten Cäsar und Melanie abreisen.

Alle Vorbereitungen waren getroffen, Cäsar stand bereits im Reiseanzuge in seinem Zimmer, seine junge Gemahlin erwartend, als der Diener mit einem Briefe eintrat. Ungestüm zerriß er das Couvert, sein Herz schlug fast hörbar, er las von Agathens Hand nur die Worte:

„Mein, m e i n Cäsar. Du rufst mich und ich

komme" — dann dunkelte es vor seinen Augen, sein Herzpochen wurde immer heftiger. Ohnmächtig fand ihn Melanie, als sie heiter eintrat, neben Cäsar den verhängnißvollen Brief Agathens.

Sechstes Buch.

I. Kapitel.

In einer schattigen Laube des großen, zur Heilanstalt St. Afra gehörenden Gartens, saß an einem heißen Julitage des Jahres 1855 ein hochgestalteter Mann, beschäftigt mit einem Stabe Figuren in den Sand zu zeichnen.

Er trug einen grünen Augenschirm und hielt den Kopf vorgebeugt, wie es oft die Blinden thun, wenn sie auf bekannte Schritte lauschen.

Schon längere Zeit hatte der Herr den leichten Tritt seines Knaben erwartet, immer vergebens. Jetzt, als schlürfende Schritte einen alten Mann angekündigt, hob der Herr das Haupt empor und fragte mit außerordentlich wohllautender Stimme: „Wer kommt?“

„Der alte Valentin, Herr Baron," ließ sich der Gärtner in seiner gemüthlichen Weise vernehmen. „Ich muß nach meinen Glashäusern sehen und sie zudecken, sonst zerschlägt der Hagel die Fenster, denn ich schätz' wohl, daß in einer Stunde ein tüchtiges Unwetter da sein wird."

„Haben Sie meinen Sohn gesehen, Herr Valentin?" fragte der Baron.

„Zu dienen, der Junker befindet sich soeben im Pavillon bei der Frau Verwalterin, die wieder einmal großen Zuspruch hat," entgegnete der Gärtner.

„Zuspruch? Was wollen Sie damit sagen, Herr Valentin?" fragte der Baron.

„Ei, Herr Baron, haben Sie in den drei Wochen, welche Sie bereits hier zugebracht, noch nicht von unserer Schehezerade gehört? Das ist so ein Scherzwort vom Herrn Direktor, sie nimmt es aber nicht übel. Die Frau Verwalterin ist eine gar liebe Dame. Unsere Kranken hören von ihr die unterhaltendsten Geschichten, in ihrer eigenen hübschen Art. Da kommen zuweilen auch die Kinder aus der Nachbarschaft gesprungen, um zuzuhören, und Junker Leo ist auch dabei."

„Ich hörte noch niemals von dieser Frau sprechen, und möchte doch auch von solcher Unter-

haltung Gewinn ziehen, wo befindet sich denn der Pavillon, lieber Valentin?"

„Nicht weit von hier, Herr Baron, im Obstgarten, ich will Sie hinführen, wenn Sie befehlen," erklärte freundlich Valentin.

Der Blinde, denn leider mußte man den schönen hohen Mann so nennen, nahm das Anerbieten des Alten dankbar an, und stand nach wenig Minuten an der Thüre des Pavillons, die geöffnet war, um Blumendüfte und frische Luft in den Salon einzulassen.

In der Mitte des malerisch dekorirten, mit frischen Blumen geschmückten Salons, in einem Lehnstuhle, saß eine nicht mehr ganz junge, aber noch immer anziehende Frau; um sie herum hatten sich die Kranken der Heilanstalt gruppirt, sowie junges Völkchen aus der nächsten Umgebung des Schlosses, das die Regierung seit einigen Jahren zu einem Asyl für Augenkranke bestimmt hatte. Zu den Füßen der Erzählerin saß Leo, der einzige Sohn des Barons, ein reizender Knabe von zehn Jahren. Zärtlich schmiegte er sich an die milde Frau an und blickte mit seinen großen blauen Augen — einem väterlichen Erbtheil — liebevoll zu ihr empor.

Als der Baron eintrat, hatte sie eben eine ihrer anmuthigen Geschichten beendet. Lauter Beifall ertönte von allen Seiten, am meisten jedoch that sich Leo mit Händeklatschen und Bravorufen hervor.

Der an der Thüre Lauschende freute sich über die Lebhaftigkeit seines Leo. Er zog den Hut und sagte, nachdem er sich gegen die Gesellschaft verneigt hatte, „darf wohl ein Leidender, der gegenwärtig fast ganz des Augenlichtes beraubt ist, seine Bitte mit der seines Sohnes vereinigen, Frau Verwalterin?"

Der Knabe sprang auf seinen Vater zu, faßte dessen Hand und lehnte sein braunes Lockenköpfchen an des Vaters hohe Gestalt. Da keine Antwort erfolgte, sagte der Baron: „Es war gewiß nicht meine Absicht, als Störer zu erscheinen!"

Aber auch jetzt erwiderte die Angeredete keine Sylbe. Es schien dem Baron, als ob sich Jemand in seiner Nähe bemühe, heftiges Schluchzen zu unterdrücken. Die Erzählerin erhob sich von ihrem Sitze und verließ rasch mit verhülltem Antlitze den Pavillon. Der Baron beugte sich zu Leo herab, fragend: „Was geht denn vor, Leo?"

Der Knabe, richtig geleitet von seinem Gefühl, zog den Vater in den Garten und antwortete leise: „Die Frau Verwalterin weinte. Sie ist plötzlich fortgegangen, kennst Du sie, lieber Vater?“

„Wie sollt' ich sie kennen, ich sehe ja fast gar Nichts,“ sagte der Vater mit trübem Lächeln.

„Nicht, Väterchen? Aber kennt sie vielleicht Dich? Sie wurde todtenblaß, als Du in den Pavillon tratest. Du bist aber doch gegen alle Menschen gut, weshalb sollte die Frau Verwalterin weinen, wenn sie Dich sieht?“

Der Baron schwieg. Fernes Donnergeroll ließ sich hören, der Vater bat den Knaben, ihn auf sein Zimmer zu führen und dann bei ihm zu bleiben. Als beide, Vater und Sohn, wohl geborgen vor den Unbilden der Witterung, in ihrem gemeinschaftlichen Zimmer saßen, nahm der Erstere Leo's Hand und sagte schmeichelnd, dessen Locken berührend: „Jetzt, mein Leo, beschreibe mir die Frau Verwalterin, aber recht genau, willst Du? Zeige, daß Du das, was Du siehst, zu schildern vermagst.“

Der Knabe blickte mit einem reizenden Lächeln zu dem Vater auf und sagte: „Ja, Herzenspapa, das ist schwer! Der Herr Hofrath sprach kürzlich mit dem Doktor Steinfeld von ihr und ich hörte

ihn ganz deutlich sagen: „Sie werden, da die Operation geglückt ist, die Binde in einigen Tagen ablegen können und die Frau Verwalterin sehen. Beschreiben kann ich Ihnen diese Frau nicht, sie läßt sich eben nicht beschreiben, sie ist von unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit."

„Nun, Du wirst mir doch sagen können, ob sie groß oder klein ist, Leo?" lächelte der Baron.

„Ein wenig kleiner als Mama," entgegnete der Knabe.

„Jung, ältlich?" forschte der Baron weiter, ohne daran zu denken, daß Knaben sich auf Taxirung des Alters noch nicht verstehen. Für sie giebt es nur Kinder und Greise.

„Ich glaube, sie ist alt, das heißt, sie hat braunes Haar und keine Falten im Gesicht, aber Mamas Wangen sind voller und röther, aber Augen besitzt die Frau Verwalterin, o, so gute, funkelnde Augen! Ich denke immer an Sterne, wenn sie ihre sanften, leuchtenden Augen auf mich richtet."

„Blau, schwarz?" fragte der Baron.

„Braun, Papa, mit langen Wimpern!"

„Weißt Du ihren Taufnamen oder ihren Familiennamen, Leo?"

„Nein, ich hörte sie nur stets die Frau Verwalterin nennen!“

„Und kannst Du mir sagen, was sie hier im Hause thut, Leo?“

„Das weiß ich, Papa!“ rief der Knabe, vergnügt, jetzt die gewünschte Auskunft ertheilen zu können, „ich habe darüber sprechen hören. Die Frau Verwalterin ist vor vielen Jahren, ich glaube, es sind mindestens zehn, als Kranke in die Anstalt gekommen und hergestellt worden. Der Herr Direktor der Anstalt hat seine Patientin lieb gewonnen ebenfalls die Frau Direktorin, diese hat sich zu schwach gefühlt, dem großen Hausstande allein vorzustehen, so leistet ihr denn die Frau Verwalterin Hülfe und trägt vor Allem viel zur Unterhaltung der Kranken bei.“

„Und mir wollte sie kein Wörtchen sagen,“ murmelte der Baron.

Als später der Direktor der Anstalt erschien, um, wie es sein Brauch, den Abendbesuch bei dem Baron abzustatten, fand er seinen Patienten sehr aufgeregt und verordnete ihm einen Kühltrank. Der Baron wollte den Arzt nach der Frau fragen, für welche er ein ihm selbst unerklärliches Interesse gefaßt hatte, aber er vermochte es nicht, er wußte

selbst nicht, warum. Einige Tage vergingen, der Baron hörte nichts von der Frau, welche seine Fantasie so lebhaft beschäftigte, Leo erzählte ihm mit verdrüßlicher Miene, daß die Frau Verwalterin seit jenem Nachmittage nicht in den Pavillon gekommen sei, und daß es mit dem Erzählen der hübschen Märchen und Sagen wohl ein Ende genommen haben werde.

„Hast Du Dir eine ihrer Erzählungen gemerkt?" fragte der Baron.

„Alle, Papa, doch kann ich sie nicht so schön erzählen, wie es die Frau Verwalterin thut," erwiderte mit einem Stolze, der ihm allerliebst stand, der Knabe, und seine blauen Augen strahlten.

Und sie saßen zusammen unter des Laubdachs Hut, der noch immer schöne Vater und der Knabe, lieblich und schelmisch zugleich, wie unsere größten Meister den Amor dargestellt haben. Der Erstere eine Heldengestalt und doch, statt der Schutz des Knaben zu sein, wegen seiner Blindheit auf das holde Kind angewiesen, das oft sein Führer war. Der Knabe erzählte, merkwürdig getreu, die schönen Sagen und anmuthigen Märchen, welche er von seiner Freundin gehört hatte, der Vater lauschte, zuweilen seufzte, zuweilen lächelte er, denn durch

Alles, was von Leo's Lippen fiel, klang eine zauberische Melodie, den Blinden mahnend an den schönsten Traum seiner Jugendzeit.

Die Gluth des Sommers stieg von Tage zu Tage, die Bewohner der Anstalt kamen meist erst in den späten Nachmittagsstunden in den Garten. Auch der Baron hielt sich zum größten Theil in seinen kühlen Gemächern auf und duldete nicht, daß Leo in der Sonnenhitze im Freien umhersprang.

Man hatte von Leuten gehört, welche auf freiem Felde umgefallen waren, vom Sonnenstich getroffen, auch von tollen Hunden sprachen die Zeitungen. Der Baron ermahnte Leo täglich, im Freien stets seinen Strohhut zu tragen und sich nicht aus Schloß und Garten zu entfernen. Es war rührend anzusehen, mit welcher Sorgfalt der blinde Mann umhertastete, zu untersuchen, ob Leo sein Hütchen auf dem Kopfe habe.

Eines Abends, als die größte Hitze vorüber war, wandelten Vater und Sohn mit einander in der Kastanienallee, die den Garten durchschnitt, auf und ab. Plötzlich erschallten von mehreren Seiten Rufe: „Zurück! rettet Euch!" — „Schießt ihn nieder!" aber ehe der Baron wußte, wohin er sich wenden sollte, fühlte er sich bei der Hand gefaßt und fort-

gezogen. Eine vor Aufregung bebende Stimme rief: „Schnell, Leo, immer vorwärts, auf den Pavillon zu!"

Der Baron folgte willenlos seiner Führerin so rasch, als es ihm bei seiner Blindheit möglich war. Endlich fiel ein Schuß, der Baron und die Verwalterin, denn sie war es, blieben stehen, um Athem zu schöpfen. Leise entzog sie ihm die Hand.

„Was bedeutete der Schuß? Aber, wo ist mein Leo?" fügte der Baron hinzu.

„Beruhigen Sie sich, Leo ist in Sicherheit!" erwiderte eine liebe, wohlbekannte Stimme, bei deren Klange Cäsar's Herz erbebte.

„Agathe, theure, unvergessene Geliebte!" rief Cäsar aus und streckte ihr beide Hände entgegen.

Agathe sagte kein Wort, sie wandte sich ab von ihm, er hörte ihren leichten Tritt auf dem mit Kies bestreuten Pfade. Mit verschränkten Armen, den Kopf gesenkt, blieb er stehen.

„Verdiente ich es anders um sie?" sprach eine Stimme in seinem Innern, die er niemals ganz zum Schweigen gebracht hatte.

Am Ende der Allee schaute Agathe sich nach Cäsar um. Als sie den Mann, den sie mehr als

sich selbst geliebt hatte, so tief unglücklich vor sich sah, empfand sie das innigste Mitleid mit ihm.

Sie konnte es sich nicht verbergen; sie liebte ihn noch immer, nur noch heiliger, als in den schönsten Tagen ihrer Jugend. Nur der Regung ihres Herzens folgend, wandte sie sich um, und wie in jenen unvergessenen Tagen, sagte sie leise: „Cäsar!“

„Agathe!“ sprach er mit herzinnigem Tone. Und lange und fest hielten sich die beiden Menschen umschlungen, die sich niemals hätten trennen sollen.

II. Kapitel.

An jenem Tage, an welchem Melanie, die junge, glückliche Frau, ihren Gemahl bewußtlos gefunden, den Brief Agathen's krampfhaft in der Hand haltend, war das Glück der jungen Ehe auf immer vernichtet worden.

Die ersten Empfindungen, die Melanie beim Anblick des geliebten Mannes hatte, waren Schmerz und Besorgniß, doch behielt sie Geistesgegenwart genug, um Hülfe herbeizurufen, und das Schreiben, welches sie für die direkte Ursache von Cäsar's Ohnmacht hielt, zu sich zu stecken, damit es nicht von dem Auge eines Unberufenen gesehen werde.

Der schnell herbeigerufene Arzt sah in der Ohnmacht des jungen, kräftigen Mannes das erste Zeichen eines beginnenden Nervenleidens, das sehr

langwierig sein könne, während ein zweiter, nachdem auch geschickt worden war, den Typhus erkannte; dieser Heilkünstler hatte sich nicht geirrt.

Melanie benachrichtigte sofort ihre Eltern von dem unglücklichen Ereigniß, und Beide kamen so eilig, als ihnen möglich gewesen war, um ihrer Tochter beizustehen.

Es war eine bange, traurige Zeit für die arme junge Frau, die blaß, mit verweinten Augen, von Zimmer zu Zimmer wandelte und nirgends Ruhe fand, am wenigsten in dem, wo der Kranke lag, denn sie hatte, nachdem der Arzt seine Verordnungen gegeben und fortgegangen war, Agathen's Brief gelesen.

So lange Cäsar zwischen Tod und Leben schwebte, barg sie ihr düsteres Geheimniß in ihrem Herzen, aber als Maltens Jugendkraft siegte, und die Besserung von Tage zu Tage vorschritt, wenn auch Anfangs nur langsam, vertraute sie sich ihren Eltern an, und bestand darauf, ihren Gatten zu verlassen und in das Vaterhaus zurückzukehren.

Frau von Hallenstein schloß ihre Tochter zärtlich in die Arme und weinte mit ihr.

„Du hast Recht, mein süßes Kind, dieser eitle, treulose Mann, den Du Männern vom höchsten

Range vorgezogen hast, ist Deiner nicht würdig," rief sie aus.

Herr von Hallenstein, den Weiberthränen stets zornig machten, ersuchte seine Gemahlin in sehr entschiedenem Tone, ihn mit Wehklagen zu verschonen und Melanie in ihrer Thorheit nicht noch zu bestärken.

„Aber ein solcher Brief! Ist dergleichen erhört? Oder, mein lieber Freund, fühlst Du etwa Sympathie für Deinen Herrn Schwiegersohn, weil Du ähnliche Zuschriften erhalten hast in Deinen jüngeren Jahren?" sagte nicht ohne Malice Frau von Hallenstein.

„Mein liebes Kind, ich war, was selbst Deiner Liebe nicht verborgen bleiben konnte, niemals so schön und für die Frauenwelt so interessant und ebenfalls kein Dichter. Du, liebe Anna, warst meine erste Liebe und Du weißt, ich zählte zweiundzwanzig Jahre, als ich Dich zum Altar führte."

„Was folgt daraus für unsere Melanie?" fragte Frau von Hallenstein.

„Daß zwischen einem rechtlichen, prosaischen Manne und einem vielgefeierten Poeten ein Unterschied ist. Melanie ist eine Wienerin, kein Landmädchen, sie hatte lange genug Salons besucht

und in der großen Welt gelebt, trotz ihrer Jugend, um wissen zu können, daß sie nicht die erste Liebe eines beinahe dreißigjährigen Poeten sein würde, der längere Zeit in den Hauptstädten der Welt und auch in Italien gelebt hat und in den in Wien sehr viele Damen verliebt waren."

„Aber, lieber Mann" — warf Frau von Hallenstein ein.

„Aber, liebe Frau, schwärmte nicht unsere Melanie einmal, und zwar mehrere Monate ernstlich für den sehr von den Frauen verzogenen Künstler mit dem unaussprechlichen Namen?"

„Damals war sie sechzehn Jahre alt!" vertheidigte die zärtliche Mutter, „sie war ein Kind."

„Ein Mädchen von sechzehn Jahren ist in diesem Punkte so klug und alt wie ein Mann mit sechsundzwanzig Jahren, was Herzensgeschichten betrifft, das gilt von dem sittlichsten Mädchen. Doch, lassen wir das. Ich wußte, daß Cäsar die für poetische Naturen gewiß sehr anziehende Frau von Birkenau liebte und daß sie ihm ebenfalls von Herzen ergeben gewesen sein mag, inniger als er ihr, das habe ich nie bezweifelt!" sagte ruhig Herr von Hallenstein.

„Du wußtest es?“ rief seine Gattin und starrte ihn an.

„Ich wußte es, weil ich aber eine Vorliebe für Cäsar hatte und ihm stets alles Gute wünschte, weil ich aus seiner Verbindung mit einer armen Frau ohne Familie und einflußreiche Freunde nur Unheil für ihn herauskommen sah, so war ich der Erste, der, ohne die Dame zu nennen, ihm vorstellte, daß er sich durch eine unüberlegte Liebesheirath seine ganze Zukunft verderben würde.“

„Ich bin erstaunt! Und dachtest Du schon zu jener Zeit daran, ihm Deine Tochter zu geben?“ fragte Frau von Hallenstein.

„Das nicht! Ich würde auch meine Einwilligung später nicht gegeben haben, wenn er nicht bereits in Gnaden bei der alten Majestät gestanden, und beim präsumtiven Thronerben ein hübsches Amt gehabt hätte. Am schwersten aber fielen bei mir Eure vereinten Bitten in das Gewicht. Melanie schwur ja: Malten oder Keinen, und Du warst selbst für ihn eingenommen. Leugne das, wenn Du es kannst!“

„Das will ich durchaus nicht, lieber Hallenstein, ich will auch Nichts gegen Malten's frühere Verhältnisse zu Damen sagen, aber daß er noch

kurz vor seiner Hochzeit mit unserer schönen, liebenswürdigen Tochter Briefe an die Birkenau geschrieben hat, auf welche sie ihm erwidert: „Du rufst mich, und ich komme!“ das ist zu stark Wollte Malten vielleicht unserer Tochter den Vorschlag machen, seine Dichterliebe zu sich einzuladen, sollte Melanie eine moderne Gräfin von Gleichen sein?“

„Wo denkst Du hin, liebes Kind? Ich kenne die Menschen, und kenne Cäsar. Er hat gethan, was Tausende von jungen, dichterisch angelegten Männern nicht lassen können, er hat für eine interessante Frau geschwärmt und wider Willen die Herzensruhe dieser, ebenfalls für ihn Schwärmenden gestört. Daß, bei seiner Erziehung, seinem Ehrgeize, seinen luxuriösen Angewohnheiten und seiner Armuth von ehelicher Verbindung mit Frau von Birkenau nicht die Rede sein konnte, hatte er zur rechten Zeit eingesehen. Er war frei, völlig frei, als er sich um Melanie bewarb. Wahrscheinlich hat er der Freundin seine Vermählung mit Melanie angezeigt, das war Malten der Frau von Birkenau schuldig. Ist es sein Vergehen, wenn eine Dichterin, überspannt, wie diese Art von Geister sind, seltsame Ausdrücke gebraucht? Er hat, als Weltmann, wahrscheinlich geschrieben, daß er sich

freuen würde, sie früher oder später im besten Wohlsein wieder zu sehen, da muß sie freilich schwungvoll rufen: ich komme!"

„Du siehst Alles durch die rosenfarbene Brille, wenigstens dieses Mal," entgegnete Frau von Hallenstein.

„Und Du, liebste Anna, durch die schwarze," versetzte der Baron. „Sei auch jetzt, was Du immer warst, meine kluge Frau. Gieb unserer Melanie den Rath, diesen fatalen Brief in ihres Gatten Schreibtisch zu legen und ihn, nämlich den Brief, zu vergessen. Als Einer, der vom Rande des Grabes in das frische Leben zurückgekehrt ist, beginnt Cäsar seine Ehe. Eine so schwere Krankheit, wie die seine, wischt wie ein nasser Schwamm, gar Vieles von der Tafel des Gedächtnisses weg. Er wird sich jetzt zwiefach seines Lebens freuen, und es ist Melanie's eigene Schuld, wenn sie nicht von ihrem Gatten fortan auf den Händen getragen wird."

Durch diese und ähnliche Worte suchte Hallenstein seine Frau und seine Tochter zu beschwichtigen; bei der ersteren gelang ihm dies nach und nach, bei Melanie nicht, obgleich sie ruhig den Vater anhörte und ihm nicht widersprach. Ihr

Stolz, der Anfangs minder lebhaft als die Eifersucht gesprochen hatte, erwachte in aller Stärke. Nimmer sollten ihre Jugendfreundinnen, sollte die Welt, in welcher sie bisher gelebt hatte und fortleben wollte, erfahren, daß sie nicht von dem schönen, geistreichen Gemahl angebetet würde, sie wollte bleiben.

Herr von Hallenstein dachte über Cäsar keineswegs so mild, um sich nicht selbst anzuklagen. Er bereute es, durch seine Ermahnungen sich nicht zu einer bloßen Liebesheirath hinreißen zu lassen, mit beigetragen zu haben, daß Cäsar sich nicht schon in Wien mit Agathe verlobt hatte. Er nahm sich auch vor, mit seinem Schwiegersohne über den Brief zu sprechen und um Aufklärung zu bitten, aber nicht eher, als bis derselbe völlig genesen sei. Auch nach Frau vou Birkenau erkundigte sich der Banquier. Als ein Mann, der Recht und Billigkeit achtete, hielt er es für seine Pflicht, Agathe's Zukunft wenigstens so zu gestalten, daß nicht die alltäglichen Sorgen an sie herantreten konnten. Sein Korrespondent meldete ihm, daß Frau von Birkenau Wien verlassen habe, ohne ihren Freunden mitzutheilen, wohin sie gereist sei.

Geschäfte riefen Herrn von Hallenstein nach Hause, seine Gemahlin begleitete ihn, obgleich Cäsar

noch Rekonvaleszent war. Beide Eltern hielten es für das Beste, daß das junge Paar jetzt auf sich allein angewiesen war.

Cäsar, fest entschlossen, an Melanie gut zu machen, was er an Agathen verbrochen, dabei noch schwach und leicht gerührt, war gegen seine junge Gemahlin stets voll Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit, sie dagegen niemals anders als artig und kalt. Als ihm der Arzt die Mittheilung machte, daß Melanie Mutterhoffnungen habe, suchte er sie in ihrem Zimmer auf und wollte sie an sein Herz ziehen, aber sie trat einen Schritt zurück und sagte mit eisigem Tone: „Keine Komödie, Cäsar, ich bitte Dich."

Er bat um Erklärung für ihre Worte, und jetzt hörte die Selbstbeherrschung der von Natur leidenschaftlichen Frau auf, und sie sagte ihm, daß sie Agathe's letzten Brief gelesen habe. Daß sie auch während seiner Krankheit alle Briefe jener Frau vor Augen gehabt hatte, verschwieg sie.

Die Geburt des Knaben, der von den Großeltern mit Jubel begrüßt wurde, änderte nichts in dem eigenthümlichen Verhältniß, in welchem das junge Ehepaar seit Malten's Krankheit zu einander stand. Da Melanie jede Aufmerksamkeit nnd Sorg-

falt, die Cäsar ihr erzeigen wollte, kühl von sich wies, sah er sie endlich nur noch Mittags bei Tafel, oder wenn der Anstand erforderte, daß sich das Paar vor der Welt zusammen zeigte. Als er seinen Sohn gesehen und zum ersten Male geküßt hatte, fühlte er sich wunderbar bewegt. Er konnte in diesem Augenblick nicht glauben, daß das junge schöne Weib, das jetzt die Mutter seines Sohnes war, ihm auf immer fremd bleiben würde. Gerührt trat er an ihr Bett und wollte ihr die Hand küssen, aber sie entzog ihm dieselbe und schloß die Augen, als sei sie müde, aber ihr Herz schlug ungestüm und sie dachte: er wird dieses Kind nicht lieben, weil nicht jene geliebte Frau seine Mutter ist, und ich kann das Kind nicht so lieben, wie ich möchte, denn sein Vater that mir Schmach an, er wurde mein Gemahl mit kaltem Herzen, weil ich reich bin, weil er mich täuschen wollte. Sein Kind ist als das meine dereinst Erbe meiner reichen Eltern.

An Cäsar's ehrliches Streben, sein Herz von Agathen abzuwenden und Alles zu thun, um seine Gattin glücklich zu machen, glaubte sie nicht. Von Natur gutartig, aber nicht ohne Trotz, durch allzu nachsichtige Eltern und Verwandte und bevorzugte

Lebensstellung sehr verwöhnt, war sie nicht fähig, einzulenken, und dadurch ihrem Gemahl und sich selbst das Leben erträglicher zu gestalten. Frau von Malten behauptete, ihre angegriffene Gesundheit erfordere, daß sie eine längere Zeit in der Schweiz zubringe, ihren Gemahl hielten Amtsgeschäfte in der Residenz des alten Königs. Der Knabe blieb bei dem Vater, gepflegt von seiner Amme und einer ältlichen Verwandten Melanie's.

Cäsar gab endlich jeden Gedanken an häusliches Glück, ja nur an häusliche Zufriedenheit auf. Um Trost für sein krankes Herz zu finden, dem er selbst die Wunden beigebracht hatte, aus welchen es blutete, wandte er sich in freien Stunden seiner Kunst zu, aber die Muse war ihm nicht mehr hold, sie, die ihn früher, besonders in jenen glücklichen Tagen, an denen er Agathe sah, so freundlich gelächelt hatte.

Es war ihm zuweilen zu Muthe, als müsse er einen zweiten Clavigo schreiben, aber wozu, für wen? Es schien Cäsar thöricht, dies zu unternehmen, wenn auch nicht so unnütz, wie das Streben, einen zweiten Faust zu schaffen, der neben dem Goethe'schen sich behaupten könne.

Im Spätsommer kehrte Melanie von ihrem Ausfluge heim, schön, blühend, minder schroff. Sie hatte in der Schweiz die Bekanntschaft einer klugen Weltdame gemacht, der es gelungen war, der jungen Frau zu beweisen, daß in der Welt, wie sie einmal ist, Alles auf den Schein ankomme.

„Sie sind jung, reizend, in glücklicher Stellung, alle Frauen beneiden Sie um den bezaubernden Mann, was wollen Sie mehr? Einen Sohn besitzen Sie auch, genießen Sie das Leben, machen Sie Ihr Haus zu dem angenehmsten, glänzendsten der Hauptstadt, die Sie bewohnen, und überlassen Sie es Pfarrers- und Cantorstöchtern, sich wegen unerwiderter Liebe abzuhärmen. Die Männer haben alle ihre Geheimnisse, eine kluge Frau kümmert sich nicht darum."

Diese Dame begleitete Frau von Malten in die Residenz und blieb ihre vertraute Freundin.

Herr von Malten billigte Melanie's Wunsch in Bezug auf einen großartigen Haushalt. Die Dienerschaft wurde vermehrt, das Haus, bisher nur gemiethet, gekauft und verschönert, Diners wechselten ab mit Abendunterhaltungen und brillanten Bällen, bei denen, nachdem Fürst Waldemar zum Besuch gekommen war, sogar königliche Prinzen erschienen.

Nach dem Tode des alten Königs wurde Cäsar, mit dem Titel eines wirklichen Geheimrathes, Kabinetsrath des jungen Königs und genoß dessen größtes Vertrauen. Da Herr von Malten sich eine schöne Besitzung gekauft hatte, und der Gedanke an sein sehr zweifelhaftes Recht auf den Namen Herr von Malten ihn oft heimlich plagte, wußte er den König auf die Idee zu bringen, ihn in den Freiherrnstand zu erheben, und er schrieb sich seitdem mit Fug und Recht: Cäsar Freiherr von Malten-Lichtenau.

Nur bei Gelegenheiten, wo er nicht ausweichen konnte, ohne für theilnahmlos zu gelten, trat er noch öffentlich als lyrischer Dichter auf, nahm ihm dafür gespendete Komplimente oder Auszeichnungen von fürstlichen Personen mit trübem Lächeln auf und spottete unter Freunden über alle Lyriker, indem ein Mann anderes zu thun habe, als Verse niederzuschreiben.

Gegen jüngere Dichter zeigte Malten sich jedoch stets zugänglich und freundlich, überhaupt war er in aller Stille sehr wohlthätig, und wenn er einem Hülfsbedürftigen beigestanden hatte, befand er sich wieder in besserer Stimmung.

Zuweilen, wenn Cäsar in Mondscheinnächten über den großen Platz an der Statue des erhabenen Dichters vorbeiging, blickte er zu der theuern, wohlbekannten Gestalt von Erz empor, erfüllt von neidloser Bewunderung und Rührung. Aber nicht immer lebte diese Empfindung in ihm. Wenn er sich seiner frühen Jugendzeit erinnerte, wo sich die Schwingen seines Geistes noch freudig geregt und er sie für stark genug gehalten, ihn auf den höchsten Gipfel des Parnassus zu tragen, fragte er sich nicht ohne Bitterkeit: Was habe ich als Dichter erreicht und was habe ich geleistet, wenn ich meine Poesien ohne Selbstliebe betrachte? Habe ich meine kühnen Entwürfe so ausgeführt, als ich es hoffte?

Würde ich ein größerer Dichter jetzt sein, wenn ich meine verkörperte Muse, Agathe, nicht selbst von mir gescheucht hätte?

Wie um sich selbst zu beschwichtigen, setzte Cäsar hinzu: „Nein, o nein! Deutschland ist nicht mehr, wie es vor fünfzig Jahren war, wo der Poet und Künstler sich in seiner Dachstube erhaben über alle Welt dünkte, wo er sich einbildete, Nektar zu trinken, wenn Quellwasser seine Lippen netzte, wo er sich von dem göttlichen Funken erwärmt

fühlte, während sein Weib neben ihm mit erstarrten Händen saß, weil es dem Ofen an Holz mangelte. Freut sich diese Statue an dem Lorbeerkranze, womit sie von den Verehrern des Dichters, dessen sterblicher Hülle sie nachgebildet ist, geschmückt wird? In der Dichtung erscheint der darbende Poet durch den unsterblichen Ruhm verklärt, der sein Grab umstrahlt; in der Wirklichkeit ist es sehr bitter, stets den prosaischesten aller Kämpfe, den um die armseligste Existenz, zu führen, und für die Mitwelt mehr Gegenstand des Mitleids, als der Verehrung zu erscheinen. Sehr wahr, sagt Walter Scott in seinem Kenilworth, wo Shakespeare als Supplikant vor Leicester erscheint, „der Unsterbliche brachte dem Sterblichen seine Huldigung dar." Ich wünsche mir Huldigungen, von denen ich weiß. Demnach habe ich doch klüger gehandelt, als ich darnach strebte, eine Stellung zu erringen, die mich in den Stand setzt, Dichter und Künstler zu protegiren, als wenn ich — nur der Stimme meines Herzens folgend — Agathen nm mich, zu beschränkten Verhältnissen, und somit zu nie endender Unzufriedenheit verdammt hätte. Wie hätte sie, die Zartfühlende, Selbstlose glücklich sein können, wenn sie mich, mißmuthig Protektion suchend, neben sich gesehen hätte?"

Und Cäsar, Freiherr von Malten-Lichtenau, erhielt sich nicht nur in Gunst bei dem Könige, er wurde ihm von Jahr zu Jahr werther. Mit Politik wollte Cäsar Nichts zu schaffen haben, denn sein König war nicht mächtig genug, um die erste Stimme in Deutschland beanspruchen zu können, aber erwünscht war ihm der Posten des Hausministers, welcher ihm zugleich die Oberaufsicht über alle Kunstanstalten des Landes, und somit einen angenehmen, ihm zusagenden Wirkungskreis gab. Er hatte jetzt nur ein Wort zu sagen, um seine Dramen auf allen deutschen Bühnen zu sehen, aber er wünschte nicht die, welche er früher hatte dargestellt gesehen, noch einmal zu beleben; neue schrieb er nicht.

Melanie hatte sich nach und nach in ihr Schicksal ergeben, sie war zufrieden mit der Stellung und dem Einflusse, den Ihre Excellenz, die Frau Minister besaß, und wenn sie auch für Leo nicht die glühende Mutterliebe empfand, welche die edele Frau für das Pfand der Liebe ihres Gatten fühlt, so betrachtete sie doch den schönen, begabten Sohn nicht ohne Mutterstolz.

So war dem äußerlich glücklich scheinenden, innerlich einander ganz fremden Paare mehr als

ein Jahrzehnt verstrichen, als Cäsar von einem hartnäckigen Augenübel heimgesucht wurde.

Selbstverständlich wurden von ihm sofort die berühmtesten Augenärzte zu Rathe gezogen, aber Keinem war es bisher gelungen, diese Krankheit zu beseitigen. Endlich besuchte der Minister die Heilanstalt zu St. Afra mit seinem Knaben und dem alten Kammerdiener, der dem Baron durch Gewohnheit fast unentbehrlich geworden war. Der Direktor der Heilanstalt, dessen europäischer Ruf auf viele gelungene Kuren gegründet war, gab ihm Hoffnung.

III. Kapitel.

Und wieder saßen sie nebeneinander und sprachen zusammen über Alles, was die Menschenbrust bewegt und was den Menschengeist beschäftigt, offen, mit Ernst und tiefem Verständniß, wie zu jenen glücklichen Tagen, wo Abends, wenn Anderen die strahlende Himmelskönigin aufstieg an dem engen Horizonte, der damals vor ihren Blicken lag.

Agathe's Schicksale waren schnell erzählt. Sie hatte sich, um klar zu sehen, nach der Residenz begeben und dort von Cäsar's Vermählung und Krankheit gehört. Als die Aerzte ihn aufgegeben hatten was sie erfuhr, flehte sie zu Gott um sein Leben, glühend, insbrünstig. Mochte auch dieses heiß erbetene Leben in Zukunft einer Anderen gewidmet sein, wenn er nur lebte! Ihre Empfindungen be-

wiesen, wie wahr Friedrich Rückert die Frage in dem poetischen Streite mit Ludwig Uhland entschieden hat, was schlimmer sei: des Liebsten Untreue oder sein Tod?

Als sie bestimmt wußte, daß Malten der Genesung entgegen schreite, verließ sie die Residenz, ergeben in ihr Schicksal. Zu jener Zeit, wo es ihr unmöglich gewesen wäre, sich geistigen Beschäftigungen hinzugeben, wurde sie in Folge der heftigen Gemüthsbewegungen von einem schleichenden Fieber befallen, das keine Kunst der Aerzte zu bannen vermochte. Ihre Lage wurde nach und nach so traurig, daß die treue Christiane oft wünschte, ihre geliebte Herrin möchte sterben und sie mit derselben. Das Ende dieser Krankheit schien gänzliches Erblinden sein zu wollen, da erschien plötzlich ein älterer Freund aus der Jugendzeit bei Agathen, der Direktor der Heilanstalt zu St. Afra.

Er nahm die Kranke nebst ihrer Dienerin mit sich, und unter seinem gesegneten Dache genas sie von dem Zehrfieber und erhielt das Licht ihrer Augen zurück. Sie sehnte sich nicht mehr in die Welt, sie strebte nicht mehr nach schriftstellerischem Lorbeer, sondern blieb gern da, wo sie nützlich sein konnte.

Für die Gattin des Direktors ward Agathe eine treue Freundin, welcher sie die Kinder mit erziehen half. Um einen bestimmten Wirkungskreis zu haben nahm sie die eben erledigte Stelle einer Hausverwalterin an, und hatte sie alle die Pflichten erfüllt, welche ihr Amt mit sich brachte, widmete sich Agathe mit Hingebung den armen, des Augenlichtes Beraubten, indem sie dieselben mit ihrem Gesange erfreute, oder ihnen vorlas, oder durch ihr anmutiges Erzählertalent ergötzte.

So lange der Mensch die Ueberzeugung haben kann, daß er nützlich ist, wenn auch nur Einem, ist er nicht ganz unglücklich, und Agathe konnte sich ohne Selbstüberschätzung sagen, daß sie schon so manchem Kranken Trost und Erheiterung gewesen war. In dem gesunden Klima, in dem das Asyl lag, kräftigte sich Agathens zarte Gesundheit, sie sah wenig älter aus als zu jener Zeit, wo Cäsars schöne, sehende Augen mit herzinnigem Wohlgefallen auf dem edlen Antlitze der Geliebten verweilten.

Für Agathen war Cäsar unverändert geblieben, auch war er in Wahrheit eine schöne, stattliche Erscheinung, und Niemand konnte ihm auf den ersten Blick ansehen, daß er sein vierzigstes Jahr fast erreicht hatte.

Seine Handlungsweise gegen sie hatte Agathe immer verstanden, daß er die Feder nicht mehr ergriffen hatte, um seinen Gedanken in poetischer Form Ausdruck zu geben that ihr weh, aber sie sagte kein Wort darüber. Sie wußte es, daß er sie noch immer liebte, aber sie wußte auch zu verhindern, daß er, der Gemahl einer Anderen, zu ihr von seiner Liebe sprach. Für Cäsar war die Agathe, deren holde Stimme er hörte, deren Züge er nur wie durch einen dichten Flor erblickte, noch immer die jugendliche, anmuthige Geliebte seiner Jugend.

Oft hatte der Gedanke, daß Agathe krank, verlassen, in sorgenvoller Lage sei, ihn gequält, seit er sie gesund wußte und nicht unglücklich, war eine schwere Last von seinem Herzen genommen. Viel trug ihre Anwesenheit zu seiner zurückkehrenden Heiterkeit und somit auch zu seiner Gesundheit bei. Als Cäsar's Nervenzustand sich besserte, nahm auch seine Sehkraft zu, und der Arzt war in der Lage, ihm baldige Herstellung prophezeihen zu können.

Agathe war glücklich, über diese Nachricht, obgleich sie sich jetzt auf's Neue von Cäsar getrennt sah. Dem Blinden konnte sie Freundin und Trösterin sein, dem Genesenen mußte sie fern bleiben für immer, das war sie ihrer weiblichen Würde schuldig.

Cäsar las in ihrer Seele, er suchte sie nicht auf, sobald er gewahrte, daß sie sich zurückzog; als er die Erlaubniß des Arztes hatte, verließ er, obgleich noch Rekonvaleszent, mit Leo nnd seinem Diener das Asyl, um zu Melanie zurückzukehren und wieder die Pflichten zu übernehmen, die ihm Amt und Stellung auferlegten. Jedes Jahr einige Zeilen als Lebenszeichen, war Alles, was Cäsar und Agathe einander beim Scheiden versprachen.

IV. Kapitel.

Im Juni des Jahres 1866, als der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen bereits erklärt war und König Wilhelm, sowie Bismarck, bereits die Stunde ihres Abganges zur Armee festgesetzt hatten, befand sich der große Staatsmann im Kabinet seines Souverains und wollte sich eben von demselben verabschieden, als der König ihm zurief: „Noch Eins, lieber Minister, was ist's mit dem Baron Malten-Lichtenau? Er hat bei mir um eine Audienz nachgesucht, ich habe den Mann an Sie weisen lassen. Für Privat-Audienzen mangelt mir, wie sich Herr von Malten-Lichtenau denken könnte, die Zeit, und sollte er mir irgend Etwas von seinem Könige zu sagen haben — so ein Wörtchen im Vertrauen, von dem des Königs Staats-

minister Nichts wissen sollen, ist's besser vor der Hand bei Ihnen angebracht. Haben Sie den Baron schon gesprochen?"

„Noch nicht, Majestät, ich werde ihn jetzt sehen, sobald ich in mein Haus komme. Ich vermuthe, daß es sich um eine Privatangelegenheit des Baron von Malten-Lichtenau handelt."

„Gut, gut. Ich muß von dem Manne schon gehört haben, war er nicht früher einmal in Untersuchung wegen eines Staatsverbrechen, oder was war es, lieber Minister?" sagte König Wilhelm.

„Hm," erwiderte Bismarck und ein Lächeln überflog seine ausdrucksvollen Züge, „Herr von Malten-Lichtenau wird ungefähr in meinem Alter stehen, und dachte als Student wie ich, aber er dachte laut, mußte, — wie damals die Ansichten in Deutschland waren, — dafür Gefangenschaft erdulden und sagte, sobald er frei geworden war, aller Politik Valet. Er war auf immer entmuthigt, ist auch eine Dichternatur. Ich, mit Ew. Majestät Erlaubniß, dachte leise, blieb frei, ließ mich durch Nichts entmuthigen, habe weder Neigung, noch Talent zum Versemachen, und verfolgte konsequent mein Ziel, das ich noch zu erreichen hoffe, und zwar bald!"

Der König antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, dann entließ er seinen Minister mit einem Händedruck.

Eine Viertelstunde später stand in dem Kabinet des Staatsministers Freiherrn von Bismarck Cäsar Freiherr von Malten-Lichtenau, neben ihm ein hochgestalteter Jüngling, der die schönen Züge des Vaters trug, umflossen vom Glanze frischen Jugendmuthes.

Bismarck erhob sich von seinem Lehnsessel, ging beiden Herren einige Schritte entgegen und sprach mit seinem gewinnensten Lächeln: „Ich begrüße Sie in meinem Arbeitskabinete, um Ihnen zu beweisen, daß ich in Ihnen keinen mir ganz Fremden erblicke, Herr von Malten-Lichtenau. Ich kenne Ihre Bücher, ich erinnere mich auch einer herrlichen Sommernacht, die ich mit Ihnen auf dem Schloßhof zu Heidelberg bei einer Bowle Mainwein zubrachte."

„Ich habe nicht auszuführen vermocht, Excellenz, was ich damals plante, Sie, Herr Minister, haben bereits viel mehr gethan, als Sie sich damals vorgenommen zu haben schienen. Die Götter waren Ihnen günstiger als mir, aber ich sehe neidlos Ihr Glück, Excellenz, und hoffe meine Ergeben-

heit für Sie und Ihre Sache durch Thaten zu beweisen!“

„Gott,“ sagte Bismarck ernst und mit besonderer Betonung, „war mir bisher gnädig, er möge es ferner sein. Ich habe aber gesehen, daß auch Sie, mein bester Baron, nicht müßig waren. Sagt nicht Schiller mit Recht:

‚Wirke Gutes, Du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, Du streust Keime der göttlichen aus.‘

Aber, lassen Sie uns auf den Zweck unserer Unterredung kommen, was wünschen Sie von mir?“

„Ich möchte die Ehre haben, diesen Jüngling, meinen Sohn Leo Malten-Lichtenau, Ew. Excellenz Gnade zu empfehlen und ihn, so wie mich, zur Disposition Sr. Majestät des Königs Wilhelm stellen, oder zu Ihrer Disposition, Excellenz, was auf Eins herauskommt.“

„Wie soll ich das verstehen, Baron? Sind Sie denn nicht mehr in Ihres Königs Diensten, und was für einen Beruf hat Ihr Herr Sohn erwählt?“

„Ich habe die innige Dankbarkeit, welche ich meinem Könige schulde und auch in Wahrheit für

ihn hege, dadurch bestätigen wollen, daß ich Allerhöchstdenseben dringend bat, entweder sich sofort für Preußen zu erklären, oder neutral zu bleiben. Ich hoffe, Excellenz trauen mir zu, daß ich meinen früheren Gesinnungen nicht untreu geworden, daß ich vor Allem ein Deutscher bin."

„Das weiß ich!" erwiderte Bismarck.

Malten fuhr fort: „Ich sprach mit Feuer und aus innerster Ueberzeugung, beinahe hätte ich auch meinen König überzeugt, aber andere Einflüsse machten sich geltend —"

„Ich kenne diese. Und was wollen Sie?" fragte Bismarck, mit einem Blick auf die Uhr.

„Ich nahm sofort meine Entlassung," sagte Cäsar schnell, Bismarcks Blick verstehend. „Sie wurde mir ungern, aber in Gnaden ertheilt. Meine Frau, Wienerin durch und durch, reiste zu ihren Eltern, die in der Kaiserstadt leben, ich rief meinen Sohn von Heidelberg zurück, wo er sich befand, um Jus zu studiren. Das, was heutzutage unter einem Soldaten verstanden wird, vornehmlich in Preußen, sind wir nicht, weder mein Sohn noch ich, indeß —"

„Ich glaube es wohl, aber bitte, sprechen Sie weiter," bemerkte Bismarck.

„Fechten, Reiten, Schießen waren Künste, die ich von Jugend auf getrieben habe, bis zur Virtuosität, und ich habe meinen Leo ebenfalls dazu angehalten. Wir wollen in diesem Kriege das Schwert für Preußen, meiner Ansicht nach für Deutschland ziehen, gleichviel bei welchem Regiment der Reiterei oder Infanterie, gleichviel ob als Gemeiner oder Offizier, oder sollte man uns wegen Mangel an militärischer Ausbildung abweisen, als Sanitäter nützlich sein!“

„Schön, sehr schön, meine Herren von Malten-Lichtenau, aber ich kann in dieser Sache Nichts thun, als Ihnen zu rathen. Sie sind ja ein Jugendfreund des Fürsten Waldemar von Hohenburg. Er befindet sich noch hier, ist General, er wird wissen, in welcher Weise er Ihre Dienste in seiner Brigade wird brauchen können!“

„Unterthänigsten Dank, Excellenz!“

„Keine Ursache zu danken. Auf Wiedersehen im Felde.“

Die beiden Malten-Lichtenau, Vater und Sohn, entfernten sich rasch, um dem großen Staatsmanne keine Minute mehr zu rauben.

„Doch mehr in dem Cäsar Malten, als ich

früher dachte, ob er wirklich ein Sohn von —“ der Minister behielt nicht Zeit, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, einer seiner Sekretäre trat mit Depeschen ein.

V. Kapitel.

In der zweiten Hälfte des Monat August in dem ereignißreichen, für Deutschland so glänzenden Jahre 1870, befand sich in einem der größten Hospitäler zu Pont-à-Mousson eine nicht mehr junge Dame, welche sich durch ihr stilles, unermüdliches Walten die Hochachtung der Aerzte und die Dankbarkeit der Kranken erworben hatte. Bei der Errichtung des Hospitales, in dem sie als Pflegerin eintreten wollte, hatte sie ihr bedeutendes organisatorisches Talent entwickelt und jetzt, wo sie den Verwundeten beistand, erwies sie sich besonders durch Ausdauer und Standhaftigkeit nützlich.

Als die furchtbare Schlacht bei Gravelotte vorüber war, wurden unter anderen Verwundeten auch zwei Schwerverletzte in das Hospital gebracht. Der

eine von ihneu, ein hoher Mann, welchen das rothe Kreuz am Aermel als Johanniter kennzeichnete, hatte seine Wunde auf dem Verbandplatze erhalten, da der Feind bekanntlich die Genfer Konvention nicht respektirte. Der Jüngere hatte einen Schuß in die Brust bekommen, und der Arzt sagte wenig Tröstliches über seinen Zustand.

Schwester Agathe, wie die vortreffliche Pflegerin genannt wurde, hatte kaum einen Blick auf den älteren Mann geworfen, als sie todtenbleich mit emporgehobenen Händen in die Knie sank, als wolle sie ein kurzes, inbrünstiges Gebet zum Himmel senden; aber bald stand sie wieder vollkommen gefaßt da, um die Befehle des Arztes zu vernehmen und, wo es nöthig, mit Hand anzulegen.

Der Heilkünstler winkte Schwester Agathe bei Seite und flüsterte: „Die Wunde, welche Herr von Malten empfangen hat, ist nicht lebensgefährlich, er ist nur erschöpft vom Blutverlust und erschüttert im Gemüth, denn der schwer verwundete, junge Offizier, welchen er vom Schlachtfelde forttragen helfen wollte, ist sein einziger Sohn! Sie haben bei dem älteren Malten nur darauf zu sehen, daß er vollkommen ruhig bleibt und so oft als möglich Wein und von den Tropfen eingeflößt bekommt,

die ich ihm verschreiben werde. Was aber den jungen Offizier betrifft, so steht es leider nicht so gut mit ihm, wie mit seinem Vater. Ein Schuß in die Brust ist unter allen Umständen eine schlimme Sache, ich kann noch nicht sagen, ob und in wie weit die Lunge verletzt sein kann, doch wollen wir ihn noch nicht verloren geben!"

Schwester Agathe hatte auf jede Silbe des Arztes gemerkt, und nachdem sie mit sanftem Augenschlag dem Arzte zu erkennen gegeben, daß sie ihn verstanden hatte, nahm sie ihren Platz zwischen den beiden Betten, in welchen Cäsar von Malten und Leo, bleich, fast regungslos, ruhten. Mit Augen voll Thränen blickte Agathe auf den Mann, den sie einst mit jugendlicher Leidenschaft geliebt hatte und der jetzt zum zweiten Male auf ihre Hülfe angewiesen war. Matt ruhte der edle Kopf, noch immer mit glänzendem dunklen Haar geschmückt, auf dem weißen Kissen. In der matten Beleuchtung erschien er für das Auge der Liebe fast immer noch so schön, wie in der Zeit, wo alle Frauenherzen ihm entgegengeschlagen hatten.

„Wenn er nicht wieder erwachte, wenn er, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. indas Jenseits hinüberginge?" fragte sie mit bang klopfendem

Herzen, und wieder blickte sie empor, als suche sie über sich Hülfe. Sie wiederholte sich des Arztes Worte: „Die Wunde ist nicht lebensgefährlich," und leise stand sie auf, um jeden Athemzug des Verwundeten zu belauschen und die Anordnungen des Arztes auf das Genaueste zu befolgen.

„Vielleicht wäre es ein Glück für Cäsar, wenn er fortschlummerte, um nie wieder zu erwachen, er würde dann nicht den Schmerz erfahren, seinen einzigen Sohn als Leiche zu sehen!" sagte Agathe zu sich. Für Leo hatte der Arzt kaum einen Schimmer von Hoffnung. Ihre Gedanken flogen von den Krankenbetten fort, zu Melanie, der Gattin und Mutter, die ihren Liebsten fern geblieben, sich daheim vielleicht in Angst um ihm verzehrte.

Agathe wußte nicht, daß Melanie von Malten-Lichtenau bereits seit zwei Jahren in der Familiengruft der Hallenstein neben ihren Eltern den langen Schlaf schlief.

Als Cäsar, um das Versprechen zu erfüllen, das er Agathen beim Abschiede gegeben hatte, an sie schreiben wollte, wußte er nicht, was er sagen sollte. Es drängte ihn, ihr Alles zu sagen, was sein Herz bewegte, aber es schien ihm als Unrecht gegen Melanie und zugleich als ein noch größeres

gegen Agathe. Hatte er die Frau, welche er über Alles liebte und verehrte, aus Eitelkeit und Genußsucht damals verlassen, sie wegen ihrer Armuth nicht würdig gehalten, seine Gemahlin zu werden, wie kannte er jetzt von ihr verlangen, daß sie die Vertraute seiner geheimen Gedanken, die Theilnehmerin seiner Leiden und Sorgen sein sollte?

„Nein, nein, nimmermehr!" rief Cäsar aus und warf die eng beschriebenen Blätter in den Kamin, auf daß die Flammen sie verzehren möchten. Einige artige Zeilen, welche der Frau von Birkenau die glückliche Ankunft Maltens meldeten, ein Gruß vom kleinen Leo war Alles, was Agathe von dem geliebten Mann erhielt. Melanie würde, wenn sie dies Schreiben gelesen hätte, vollkommen befriedigt gewesen sein. Selbstverständlich schrieb auch Agathe nach Jahresfrist nur mit wenig Worten, daß sie in ihrem gegenwärtigen Wirkungskreise nicht nur zufrieden, sondern glücklich sei, und ihm, wie den Seinigen stets das Beste wünsche.

Nach jahrelangem Schweigen erhielt Agathe erst nach dem für Preußen siegreichen Kriege 1866 Nachrichten von Cäsar, dieses Mal ein Tagebuch.

Mit Wärme erzählte er ihr, daß und warum er sein Amt als Hausminister niedergelegt habe,

und wie mächtig es ihn errege, wie unbeschreiblich beglücke, zu sehen, wie die Verwirklichung seiner schönsten, stolzesten Jugendträume immer näher herantrete.

Er schilderte mit der Kunst des Dichters den Kriegshelden König Wilhelm, den mächtigen Staatsmann Bismarck und setzte hinzu: „Was würde mein unvergessener Beschützer und väterlicher Freund sagen, wenn er jetzt seine mit Begeisterung gehegten Pläne reifen sähe, aber durch schärfere Mittel! Agathe hörte auch durch Cäsar selbst, daß er als Johanniter in dem, zum Glück rasch beendeten Kriege thätig gewesen, und daß Leo bei einem Husaren-Regimente wacker mitgekämpft und unverwundet davongekommen sei. Melanie mißbillige seine und Leo's Sympathien für Preußen, aber er, Cäsar, könne und werde darauf keine Rücksicht nehmen, seine erste Liebe sei sein Vaterland, und dieses geehrt und siegreich zu sehen, sein glühendster Wunsch. Auch Gedichte voll Schwung und Innigkeit waren zwischen diese Mittheilungen eingestreut, sie erinnerten Agathen an Cäsars schönste Lieder aus der Jugendzeit.

Agathe blieb in der Heilanstalt, ein Segen für die Kranken. Von Cäsar hörte sie seit dem Jahre

1866 nichts mehr. Ruhiger, zufriedener geworden, nahm auch sie jetzt in freien Stunden die Feder wieder zur Hand und fühlte sich glücklich im stillen, emsigen Schaffen. Als sich im Juli 1870, nach der Kriegserklärung Napoleon III. an König Wilhelm I., ganz Deutschland wie ein Mann erhob, und eine Begeisterung ohne Gleichen das im Auslande für phlegmatisch und gleichgültig geltende deutsche Volk mit poetischem Schimmer verklärte, vermochte auch Agathe es nicht, ruhig in ihrem gewohnten Wirkungskreise zu bleiben.

Durch Vermittelung ihres Freundes, des Direktors der Heilanstalt, erhielt sie unter den Diakonissinnen, welche mit der Pflege der Verwundeten betraut werden sollten, einen für sie geeigneten Platz, und dankte dem Lenker ihres Schicksals, daß sie das Glück hatte, mit Cäsar und Leo zusammen zu treffen, und diesen beiden Geliebten nützlich sein zu können.

Endlos schienen für Agathen die Stunden, welche sie an den Lagern der beiden theuern Menschen zubrachte, denn nie wird uns wohl die Zeit länger, als wenn wir zwischen Furcht und Hoffnung schweben. Um Mitternacht, als die andern Verwundeten in dem Zimmer, in dem Cäsar und

Leo untergebracht waren, sanft schliefen, öffnete der Erstere endlich die Augen, und ein mattes Lächeln belebte seine bleichen Züge, als er Agathen erkannte.

Er wollte sprechen, aber seine Schwäche verbot ihm dies. Agathe errieth seine Gedanken und sagte:

„Leo ist gerettet, in bester Pflege, schonen Sie sich für Ihren Sohn und halten Sie sich ruhig."

Cäsar blickte ernst und fragend die milde Freundin an, sie erwiderte mit sanfter Stimme: „Gewiß, Cäsar, ich täusche Sie nicht!"

Da lächelte er nochmals und schloß wieder die Augen. Bald nachher hörte sie ihn leise athmen, er schlief. Jetzt wandte sich Agathe wieder zu Leo, welcher sich unruhig hin- und herwarf und unzusammenhängende Worte ohne Sinn sprach. Sorglich prüfte Agathe den Verband, gab ihm von dem Kühltranke, den der Arzt verschrieben hatte, und setzte sich dann wieder still zwischen die beiden Betten, bald auf den einen, bald auf den andern der geliebten Kranken mit der Besorgniß der Liebe blickend.

Als am nächsten Morgen der milde Arzt seine Runde machte und bei den beiden Malten verweilte, erstattete ihm Agathe genauen Bericht über

die Verwundeten und schaute mit fragenden Augen zu ihm auf.

„Fahren Sie so fort, Schwester Agathe," sagte mit zufriedener Miene der Arzt, „wir dürfen anfangen zu hoffen!"

VI. Kapitel.

Die Tage voll banger Sorge waren für Agathe vorüber, sie konnte wieder mit heiterem Blick in die Zukunft schauen. Der Arzt versicherte, daß Leo außer aller Gefahr sei und bei sorgfältiger Pflege und unterstützt von seiner Jugendkraft auf baldige Genesung hoffen könne. Cäsars Kräfte nahmen ebenfalls wieder zu, er konnte schon jeden Tag einige Stunden außer dem Bett sein, aber der Arzt verschwieg es Agathen nicht, daß wahrscheinlich das frühere Augenübel, wenn auch nicht so heftig, wie einst, sich einstellen würde. Viel trugen zur Genesung der beiden Herren von Malten-Lichtenau die glänzenden Berichte über die Siege des deutschen Heeres bei, und Agathe konnte die ihrer

Pflege Anbefohlenen nicht mehr erfreuen, als wenn sie ihnen aus den neuesten Zeitungen vorlas.

Eines Tages, als Cäsar sich wohler als seit langer Zeit fühlte, drang auch in das abgelegene Gemach, welches er mit seinem Sohne theilte, die Kunde, daß Graf Bismarck eingetroffen sei, um seinen Sohn zu besuchen, der, bei Gravelotte verwundet, fast durch ein Wunder dem Tode entgangen war, und jetzt in dem Hospital, das die beiden Malten aufgenommen hatte, seiner Genesung entgegensah.

„Bismarck hier?" rief Cäsar und seine blauen Augen funkelten, über seine bleichen Wangen zog ein lebhaftes Roth. „Wenn ich ihn sehen, sprechen könnte, wenn auch nur einen Augenblick!"

„Ich hörte, daß der Herr Staatskanzler sich nur kurze Zeit hier aufzuhalten gedenkt, Herr Baron," sagte ein junger Heilgehülfe, „ich will aber sogleich versuchen, ob sich durch einen meiner Vorgesetzten Ihr Wunsch Sr. Excellenz mittheilen läßt."

Der Heilgehülfe entfernte sich, Cäsar bemühte sich vergebens, ruhig zu bleiben, zu Vieles bewegte in diesen Augenblicken sein Innerstes. Agathe, welche in seiner Seele las, glitt aus dem Zimmer,

sie wollte, nöthigen Falles, den berühmten Mann selbst bitten, nicht abzureisen, bis Cäsar's Wunsch erfüllt sei.

Ehe sie aber Gelegenheit fand, für ihren Freund zu sprechen, hatte Bismarck schon von Maltens Sehnsucht nach ihm gehört, und der große Staatsmann, ein Muster von Humanität, beeilte sich, Cäsar zu besuchen.

Leise, als beträte er das Zimmer seiner kranken Gattin oder Mutter, trat er bei Malten ein, und an dessen Lehnstuhl.

Der Kranke wollte sich erheben, doch Bismarck drückte ihn sanft nieder und sagte in seiner gemüthlichen Weise: „Ich bitte, lieber Baron, bleiben Sie, Sie waren in den letzten Wochen, oder richtiger gesagt, Jahren, so thätig und zwar zum Heile des Vaterlandes, daß Sie schon noch ein wenig ruhen können!"

„Ich preise mich glücklich, Excellenz, daß ich noch lebe, denn die Folge dieses blutigen, an Siegen so reichen Krieges, wird und muß Deutschlands Einheit sein, die Deutschen haben doch keine Niederlage zu fürchten, nach solchen ruhmvollen Siegen?"

„Durchaus nicht, lieber Baron. In wenig Tagen wird sich noch Größeres ereignen, und das

Größte wird uns, wenn nicht schon der Herbst, doch jedenfalls der nächste Frühling bringen, nämlich: einen segensreichen Frieden, der uns Elsaß und Lothringen wiedergiebt!"

„Ihre Worte sind ein Heiltrank für mich, Excellenz, wenn ich erlebt habe, was Sie jetzt vorhersagen, will ich gern sterben," versetzte Cäsar.

Bismarck setzte sich nieder und sagte lachend: „Thorheit, Thorheit, mein bester Malten. Sie sind höchstens ein Jahr älter als ich, sehen viel jünger aus und dürfen Ihre Feder noch nicht hinlegen. St, widersprechen Sie nicht, ich weiß es gar wohl, wie unermüdlich thätig diese für die deutsche Einheit gestritten hat, in schwungvollem Liede, wie im klaren, verständigen Aufsatz, den Jeder lesen und verstehen konnte. Danken wir Beide dem Allmächtigen, daß er uns unsere Söhne erhalten hat," und tiefe Rührung sprach aus den ernsten Zügen Bismarcks.

„Sie sind uns beide neugeboren," sagte Cäsar ebenfalls bewegt. Der Staatskanzler stand auf, „ich habe noch zu thun, lassen Sie mich's wissen, wenn Sie wieder arbeitsfähig sind. In den, von Deutschland entfremdeten Provinzen, die nach Friedensschluß wieder zum Reich gehören werden —

denn im Vertrauen, das deutsche Reich ist wieder erstanden, in verjüngter, kräftiger Gestalt — sind Männer wie Sie, nothwendig, können viel für das Vaterland thun. Ueberlegen Sie meinen Vorschlag. Gott behüte Sie."

Einige Tage später durfte Cäsar zum ersten Mal in das Freie, es war zu derselben Zeit, wo Leo zum ersten Male das Bett verlassen konnte. Cäsar hatte Agathe gebeten, ihn zu begleiten und wandelte jetzt, mehr von ihr gestützt, als sie stützend, unter den Bäumen, deren Grün er lange entbehrt hatte.

„Liebe, theure Agathe," sagte er mit einer Stimme, die nichts von dem Wohllaut und der Zärtlichkeit verloren hatte, durch welche er früher zu ihrem Herzen gesprochen, „das Schicksal hat uns, gütig genug gegen mich, den Thoren, immer wieder zusammengeführt, und Du warst mir zweimal, wozu Dich Dein Schicksal bestimmt, Trösterin, Pflegerin, Freundin! Ich werde in wenig Tagen das Hospital verlassen. Soll ich allein reisen?"

„Leo wird hoffentlich die Erlaubniß haben, Sie zu begleiten," gab sie zur Antwort, erröthend, wie in ihrer Jugendzeit.

„Du willst mir ausweichen, Agathe, ist das Dein

Ernst?" fragte er mit niedergeschlagener Miene, und als sie den Kopf senkte fuhr er fort: „Blicke auf, Agathe, und laß mich in Deinen lieben, schönen Augen die Antwort lesen. Unsere Jugendzeit liegt hinter uns, aber noch können wir eine Reihe von Jahren leben und thätig sein. Sollen wir, die wir uns niemals hätten trennen sollen, noch einmal von einander gehen?"

„O nein, aber —"

„Verschone mich mit wenn und aber, liebste, geliebte Agathe! Laß uns vereint so lange leben, als der Himmel es uns vergönnt. Du stehst allein in der Welt, auch ich, denn Leo, der Dich innig liebt und verehrt, wird, sobald er genesen ist, wieder zur Armee gehen, in einigen Jahren eine Gattin haben. Sollte denn unsere gegenseitige Liebe, denn geliebt haben wir einander doch, Agathe, sollte das Glück, welches wir empfanden, wenn wir beisammen waren, ja, wenn wir nur an einander dachten, nichts mehr gewesen sein, als Wohlgefallen an schöner, jugendlicher Erscheinung?"

Agathe erhob den Kopf. „O Cäsar!" rief sie mit unbeschreiblichem Ausdruck; aber er zog sie an sich und sagte: „Ich habe Dein Jawort, gestehe es nur.

Alle Formalitäten werde ich schnell beseitigen und, bist Du damit einverstanden, ziehen Cäsar und Agathe von Malten gleich nach ihrer Trauung nach Lothringen und helfen germanisiren!"

Melanie starb gerade zu rechter Zeit!

Ende.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Pierson, Caroline,

Der Zögling des Diplomaten Roman

Bd.: 3. Band

Leipzig 1876